

Münchener Beiträge zur Amerikanistik



Hartwig Latocha

DIE ROLLE DES HUNDES  
BEI SÜDAMERIKANISCHEN INDIANERN

Klaus Renner Verlag  
Hohenschäftlarn

Münchner Beiträge zur Amerikanistik

Band 8

Herausgeber: Dr. phil. Otto Zerries

Diese Arbeit wurde im WS 1981/82  
von der Ludwig-Maximilians-Universität München  
als Dissertation angenommen.

ISBN 3-87673-082-1

Hartwig Latocha

**DIE ROLLE DES HUNDES  
BEI SÜDAMERIKANISCHEN INDIANERN**

1982

Klaus Renner Verlag  
Hohenschäftlarn

## V o r w o r t

Vorliegende Untersuchung entstand auf Anregung meines verehrten Lehrers, Herrn Professor Dr. O. Zerries, dem ich an dieser Stelle für seine wohlwollende Unterstützung danken möchte.

Nicht minder danke ich Herrn Professor Dr. L. Vajda für das große Interesse, das er dieser Arbeit entgegenbrachte und die Anregungen, die er mir nicht nur für diese Dissertation, sondern auch während meines Studiums durch seine Lehrveranstaltungen gab.

Dankend erinnern möchte ich mich an dieser Stelle auch der Herren Professoren Dr. H. Straube und Dr. H. J. Prem, die mir gerade am Anfang meines Studiums durch ihre Vorlesungen und Übungen die Methoden und Probleme der Ethnologie näherbrachten.

Auch einigen Herren aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen gebührt mein aufrichtiger Dank:

Herr Professor Dr. Dr. W. Herre und Herr Dr. H. Reichstein, wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Haustierkunde der Christian-Albrechts-Universität in Kiel, lasen freundlicherweise den zoologisch-haustierkundlichen Teil dieser völkerkundlichen Dissertation. Durch ihre kritische Stellungnahme erhielt ich wertvolle Anregungen.

Auch die Herren Dr. J. Schaeffer und U. Steger vom Institut für Palaeoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin in München, waren mir sehr hilfsbereite und entgegenkommende Gesprächspartner.

Für sein Interesse an meiner Arbeit gebührt auch Herrn Professor Dr. G. Kossack, Leiter des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Universität München, mein aufrichtiger Dank.

Für ihre freundschaftliche Hilfe danke ich ferner:

Frau Maria Desamparados Graßmann für die Durchsicht meiner spanischen Zusammenfassung, den Herren Piet Bogner und Hansgeorg Winkler für die Anfertigung von Zeichnungen, sowie Herrn Dr. Nikolaus Grohmann für die Erstellung der Südamerikakarte.

Mein Kollege Herr Dr. Jörg Helbig las einige Kapitel meiner Dissertation, und ich danke ihm für die Anmerkungen, die er mir dazu gab.

Meinen Freunden bei den Shuar und Cofan danke ich für die Geduld, die sie meinen oft hartnäckigen Fragen entgegenbrachten.

Nicht zuletzt gebührt mein besonderer Dank meiner Lebensgefährtin Hildegard!

München, im April 1982

Hartwig Latocha

# I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

E i n l e i t u n g	1
A. Zoologische und haustierkundliche Betrachtungen	6
I. Einführung	6
II. Die Abstammung des Haushundes	10
1. Suche nach den Ahnen des Hundes	10
2. Wildhunde Nord- und Südamerikas	13
3. Abstammung der vorkolumbischen Haushunde	14
III. Die frühen Hundefunde in der Alten Welt und Nordamerika	19
IV. Verbreitung und Alter des Haushundes in Südamerika	21
1. Skelettfunde	21
2. Lebensraum des Hundes	23
V. Entwicklung der Haushunde und das Problem der Rassebildung	24
VI. Die Haushunde der südamerikanischen Indianer	26
1. Rassezucht im vorkolumbischen Peru?	26
2. Beschreibung der Indianerhunde	29
a) Die sogenannten "stummen Hunde"	29
b) Der "Nackthund"	32
c) Typische Indianerhunde	33
VII. Indianerstämme ohne Hundehaltung	35
VIII. Etymologische Betrachtung von Hundebezeichnungen	38
B. Hundehaltung bei südamerikanischen Indianern	42
I. Behandlung der Hunde durch die Indianer	42
1. Allgemeine Hinweise über die Behandlung	42
2. Die Auswirkungen im Mythos	55
II. Die Verpflegung der Hunde	58
1. Exkurs über die Nahrung des Haushundes	58
2. Die Verpflegung der Hunde durch die Indianer	60
III. Aufzucht und Pflege der Hunde	74
1. Am Beispiel Guayana	74
2. Hundepflege in anderen Kulturarealen Südamerikas	84

IV. Der Hund als Eigentum und sein zahlenmäßiger Bestand	88
1. Eigentums- und Besitzverhältnisse	88
2. Hinweise auf den zahlenmäßigen Bestand	91
V. Hunde als Handelsobjekt	93
1. Intertribaler Handel am Beispiel Guayana	94
2. Intratribaler Handel am Beispiel der Yanoama	96
3. Die Situation im restlichen Südamerika	97
VI. Krankheiten und Verletzungen der Hunde	101
1. Vorsorge	102
2. Behandlung	105
3. Einflußmöglichkeiten der Medizinmänner	113
VII. Wirtschaftliche Bedeutung und praktischer Nutzwert des Hundes	114
1. Wächter und Warner	115
2. Verzehr von Hunden	120
3. Ergologische Bedeutung des Hundes	128
VIII. Zusammenfassung	129
C. Der Hund als Jagdgefährte	131
I. Die Bedeutung des Hundes für die Jagd	131
II. Jagdwild und Jagdmethoden	133
1. Einführung	133
2. Die Situation im außerandinen Südamerika	135
III. Die Abrichtung der Jagdhunde	160
IV. Beschwörung und Initiation	170
V. Maßnahmen zur Steigerung der Jagdtauglichkeit	178
VI. Versöhnung der Jagdtiere und Wildvermehrung	201
1. Einführung	201
2. Das "Knochen-" und "Fleischtabu"	202
3. Der Einfluß der Frau auf das Jagdglück des Hundes	208
4. Der Hund und die Schutzgeister des Wildes	214
VII. Zusammenfassung	219

D. Das Wesen des Hundes aus indianischer Sicht	221
I. Hundenamen	221
II. Die Seele des Hundes	226
III. Die Behandlung eines verstorbenen Hundes	227
1. Allgemeine Verbreitung einzelner Praktiken	228
2. Die Behandlung verstorbener Hunde am Beispiel der Yanoama	230
IV. Der mythische Ursprung des Hundes	232
1. Erschaffung und Vermittlung durch Kulturheroen	234
2. Entstehung des Hundes aus Körperteilen	238
3. Herkunft des Hundes aus dem "Land der Hunde"	241
V. Die Beziehungen des Hundes zur übrigen Tierwelt	246
1. Hund und Jaguar	247
2. Hund und Wildhund (Fuchs)	253
3. Hund und andere Tiere	257
VI. Die Beziehungen des Hundes zur Pflanzenwelt	259
VII. Zusammenfassung	265
E. Der Hund in Zusammenhang mit Krankheit und Medizinmannwesen	266
I. Einführung	266
II. Der Hund ein Krankheitsbringer?	266
III. Der Hund als Heilmittel	268
1. Der Hund als Katharma	268
2. Der Hund als Wärmequelle	274
3. Körperteile und Ausscheidungsprodukte	276
a) Hundehaare heilen Hundebiß	277
b) Hundefleisch und Hundebhut	279
c) Ausscheidungsprodukte	281
4. Das "Maßnahmen" am Hundehals	284
5. Das Säugen der Hunde	285
IV. Medizinmannwesen	288
V. Zusammenfassung	292

F. Die Stellung des Hundes als Wesen an der Schwelle zwischen natürlicher und übernatürlicher Welt	293
I. Seine Beziehung zum Übernatürlichen	293
II. Verhalten und Lautäußerungen als Omina	297
III. Ausschluß des Hundes von Zeremonien und Kulthandlungen	302
IV. Die Beziehung des Hundes zum Wasser	305
V. Der Hund als Begleiter übernatürlicher Wesen	310
VI. Beteiligung des Hundes an der Entstehung von Menschen	312
VII. Der Hund als Bote und Mittler	314
VIII. Der Hund als Warner	316
IX. Der Hund als Kulturbringer	319
X. Zusammenfassung	321
G. Hundemythos	323
I. Einführung	323
II. Der Hund als Ehegatte und Stammvater	328
1. Der Hundegatte	328
2. Die Hundegattin ("Schwanfraumotiv")	341
III. Zusammenfassung	346
H. Der Hund in den Jenseitsvorstellungen	348
I. Einführung	348
II. Der Hund als Seelenbegleiter	353
1. Phänomenologische Überlegungen	353
2. Die Behandlung des Hundes nach dem Tod seines Herrn	356
a) Rezente Beispiele aus dem außerandinen Südamerika	356
b) Der Hund als Grabbeigabe im Andenraum	362
3. Der Hund und die menschliche Totensee	364
a) Zentraler Andenraum	364
b) Nordwestargentinien	374
c) Mittelamerika	378
d) Außerandines Südamerika	380

III. Der Hund als Jenseitswächter	385
1. Gericht über die Totenseelen	386
2. Der "Herr der Hunde"	396
3. Das "Land der Hunde"	403
IV. Zusammenfassung	409
J. Verwandlung von Menschen in Hunde	412
I. Einführung	412
II. "Lykanthropie" ("Werwolfglaube")	413
III. Der Hund als postmortales Inkarnationstier	418
IV. Zusammenfassung	420
K. Der Hund in Verbindung mit Himmelserscheinungen	421
I. Die Beziehungen des Hundes zum Mond	421
1. Eklipsen	422
2. Das Verschlingerwesen	424
3. Das "Tier im Mond"	427
II. Der Hund als Sternbild	429
III. Die Jagd am Himmel	432
IV. Zusammenfassung	434
Zusammenfassende Betrachtung und Ergebnisse	435
A n h a n g	447
Erzählungen	448
Karten	490
Tafeln	496
Erläuterungen zu den Tafeln	503
Abbildungen (Fig. 1 - 6)	506
Bezeichnungen für Haushund und Jaguar	511
Literaturverzeichnis	512
Verz. der Abkürzungen	553
Spanische Zusammenfassung (Resumen)	554

## E i n l e i t u n g

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist die Darlegung der Rolle des Hundes, wie sie sich in indianischen Kulturen Südamerikas zeigt.

Vor allem religiöse und mythische Vorstellungen stehen dabei im Mittelpunkt des Interesses, aber auch die gerade bei diesem Tier stark ins Gewicht fallenden wirtschaftlichen Aspekte verdienen besondere Beachtung.

Vordergründig stellt sich zunächst die Frage nach Alter und Verbreitung des Haushundes in Südamerika. Die Verbreitung von Mythologemen, die zusammen mit dem Hund tradiert wurden, können Aufschluß über dessen kulturgeschichtliches Alter geben. Das Auftreten des Haushundes ist auch mit einer gewissen kulturellen Entwicklung des Menschen zu verbinden.

Läßt sich auch in Südamerika die Hundehaltung mit einem bestimmten Kulturzustand verbinden? Welchen Nutzen ziehen die Menschen aus dem Hund? Lassen sich trotz rezent stattgefundener tiefgreifender Veränderungen Rückschlüsse auf vorkolumbische Verhältnisse gewinnen?

Es wird auch zu prüfen sein, inwieweit Hundehaltung von geographischen und ökologischen Faktoren bestimmt wird.

Damit verbindet sich auch die Frage nach den Unterschieden und Beziehungen zwischen Tiefland und Andenhochland, zwischen den naturvölkischen Kulturen des Tieflands und den Hochkulturen des Andenraums.

Der geographische Rahmen dieser Arbeit umfaßt den südamerikanischen Subkontinent. Soweit der Erhellung südamerikanischer Verhältnisse dienlich, wird zum Vergleich vereinzelt auch Material aus dem karibischen Raum, Mittelamerika (Mexiko bis Panama) und Nordamerika herangezogen.

Die Herausarbeitung der vorliegenden Untersuchung stützt sich auf vorwiegend schriftliche Quellen.

Mögen letztere für das Tiefland als hauptsächliche Quellengattung in Frage kommen, so liefert im Andengebiet die

Archäologie zusätzliches Material. Dieses konnte in die vorliegende Untersuchung jedoch nur am Rande mit einbezogen werden, da eine derartige Erweiterung der Materialbasis den für eine Dissertation gesetzten Rahmen hätte sprengen müssen. Ich bin mir jedoch dessen bewußt, daß eine umfassend durchgeführte systematische Untersuchung des archäologischen Materials, besonders der Keramikdarstellungen, bezüglich der Hochkulturgebiete zu den Darlegungen der vorliegenden Untersuchung wertvolle ergänzende Ergebnisse liefern könnte.

Neben Feldforschungsberichten von Völkerkundlern und ethnologischer Literatur kommen als schriftliche Quellen Berichte von Entdeckern und Eroberern, Chronisten, Seefahrern und frühen Reisenden, Missionaren und besonders Zoologen in Frage. Während man es in der älteren Reiseliteratur häufig nicht für notwendig fand, näher auf den Hund einzugehen und entweder nur Kuriosa zu berichten wußte oder mit den Angaben vor allem subjektive Ansichten verband, wurde erst in völkerkundlichen Berichten dem Haustier Hund und besonders dem Verhältnis zwischen Mensch und Tier größere Beachtung geschenkt.

Außer auf die genannten schriftlichen Quellen stütze ich mich auf Beobachtungen, die ich während mehrerer Aufenthalte in den Jahren 1978-81, sowohl im Hochland als auch im Tiefland von Ekuador, Peru und Bolivien gewinnen konnte.

Zum gegenwärtigen Forschungsstand kann festgestellt werden, daß es für Südamerika zwar eine Reihe von zoologischen und haustierkundlichen Erörterungen über den Indianerhund gibt; von völkerkundlicher Seite jedoch wurde diese Thematik weitgehend vernachlässigt, von einigen Einzeluntersuchungen abgesehen: Hissink (1962) untersuchte die Rolle des Hundes bei den Chimane, Chama und Tacana in Ostbolivien, stellte dabei aber vorwiegend die mit der Jagd verbundenen Phänomene in den Vordergrund ihrer Betrachtung. Termer (1957) ging in seiner Untersuchung über "den Hund bei den Kulturvölkern Altamerikas" mehr am Rande auf die Situation in den andinen Hochkulturen ein. Auch wenn Termers Vermutung, daß "im Leben der südamerikanischen Hochkulturvölker" die Bedeutung des Hundes gegenüber

Mexiko auffallend stark zurücktritt, zutreffen mag, so konnte in der vorliegenden Untersuchung doch von einer breiteren Materialbasis ausgegangen werden.

Einzeluntersuchungen über die Rolle des Hundes in einer bestimmten Kultur, vergleichbar etwa mit Wilsons (1924) Arbeit über den Hund bei den Hidatsa, einem Präriestamm in Nordamerika, kamen bislang über südamerikanische Ethnien nicht zustande.

Auch die Rolle des Hundes in der Mythologie der südamerikanischen Indianer war bislang nicht Gegenstand einer überregional angelegten Untersuchung: Kretschmar (1938) hatte für Südamerika nur sehr wenig Material zur Verfügung, und Baldus (1931) und Krickeberg (1934) behandelten Hundemythen in ihren Untersuchungen jedoch nur am Rande.

Koppers (1930) untersuchte die Verbreitung von Hundemythen im nördlichen zirkumpazifischen Raum und stellte den genetischen Zusammenhang zwischen asiatischer und nordamerikanischer Hundemythologie fest. In Nordamerika setzte man sich bereits früh mit Hundeerzählungen auseinander, wie z. B. die Arbeiten von Boas (1891), Gunther (1927) und Jackson (1929) zeigen.

Die Aspekte der indianischen Hundehaltung wurden nicht immer von allen Autoren mit der gleichen Gründlichkeit und Objektivität betrachtet und festgehalten. Mein Ziel war es daher, anhand eines umfassenden Literaturstudiums auf der Basis einer Vielzahl von Einzelaussagen zu einem möglichst geschlossenen Gesamtbild zu gelangen.

Die Gesichtspunkte, nach denen die vorliegende Untersuchung aufgebaut wurde, ergaben sich weitgehend aufgrund materialimmanenter Schwerpunkte, die im wesentlichen alle Lebensbereiche, in denen der Hund von einer gewissen Bedeutung ist, umfassen.

Es wurde darauf verzichtet, der Darstellung des Materials als Gesamtheit einen eigenen interpretativen Teil gegenüberzustellen, da es geboten erschien, Deutung bzw. Diskussion der Phänomene jeweils unmittelbar an die Darstellung derselben anzuschließen.

Dem Aufbau der Arbeit liegen folgende Erwägungen zugrunde: Eine völkerkundliche Untersuchung, die sich mit einem Haustier beschäftigt, kann und darf diesbezügliche Ergebnisse aus anderen Wissenschaften nicht vernachlässigen oder einfach übergehen. Erst durch die Einbeziehung der neusten Ergebnisse anderer Disziplinen ist eine solide Basis geschaffen, auf die völkerkundliche Untersuchungen aufbauen können. Daher wird im ersten Kapitel dieser Arbeit das zoologische und haustierkundliche Material erörtert.

Anschließend werden die wirtschaftlichen und materiellen Aspekte in den Vordergrund der Betrachtung gerückt, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der mit ihnen untrennbar verbundenen geistigen Vorstellungen. Dies trifft besonders für die Hundehaltung zu, aber auch der ganze Jagdkomplex ist von geistigen und religiösen Vorstellungen durchdrungen. Die sich daran anschließenden Ausführungen beinhalten vorwiegend geistige Phänomene, wobei religiöse Vorstellungen, Mythologie und das den Hund betreffende Erzählungsgut diskutiert werden.

Da eine umfassende Untersuchung wie die vorliegende einem differenzierten Gliederungsschema unterworfen werden muß, lassen sich Überschneidungen, bedingt durch die in den einzelnen Kapiteln aus unterschiedlichen Blickwinkeln vorgenommene Beleuchtung des Materials, nicht vermeiden. Querverweise sollen dieser Komplexität gerecht werden und Zusammenhänge in ihrer ganzen Tragweite aufzeigen.

In dieser Untersuchung, die einen Gesamtüberblick liefern will, wurde bei der Darlegung des zu unterschiedlichen Zeitpunkten aufgenommenen Materials weitgehend das in der völkerkundlichen Literatur übliche Präsens verwendet, das lediglich in bezug auf den Zeitpunkt der betreffenden Beobachtungen gesehen werden sollte. Viele der genannten Stämme (z. B. Tehuelche, Chono und Feuerländer) sind heute ausgestorben; bei anderen haben Akkulturationsprozesse die beschriebene Situation weitgehend verändert.

Bei der Bezeichnung indianischer Ethnien wurde häufig auf die in der Literatur bislang verwendeten Termini "Stamm", auch "Gruppe" oder "Volk" zurückgegriffen; es sollte jedoch bedacht werden, daß es sich jedoch meist um ethnische Einheiten unterschiedlichster Größe und gesellschaftlicher Einteilung handelt.

Indianische Wörter wurden meist in der in der Originalquelle überlieferten Form oder in vereinfachter Schreibweise übernommen.

Hinsichtlich Orthographie und Lokalisierung bestimmter Ethnien wurden hauptsächlich das Handbook of South American Indians (Steward, 1963), O'Leary (1963), Dostal (1972) und Zerries (1974) konsultiert. In der Bezeichnung der Kulturareale folgte ich weitgehend Zerries (1974).

Die in Südamerika verbreiteten Caniden sind im verwendeten Quellenmaterial meist nur mit volkstümlichen Bezeichnungen benannt. Ihre Einordnung in die zoologische Systematik war nur in den seltensten Fällen möglich. Um eine Verfälschung dieses Quellenstoffes zu vermeiden, hielt ich mich an die vorgegebenen Tierbezeichnungen. Wo es möglich war, wurden diese im Sinne unserer zoologischen Systematik ergänzt oder verändert. Ich sah mich gezwungen, zur Bezeichnung der wildlebenden südamerikanischen Caniden häufig die aus zoologischer Sicht sehr ungenauen Begriffe wie "Wildhund" (als Gegensatz zum Haushund) oder "Fuchs" zu verwenden. Ist in der vorliegenden Arbeit vom "Hund" die Rede, so ist darunter allein der Haushund zu verstehen.

Im Anhang sind 67 Erzählungen wiedergegeben, die ich bei meinen Erörterungen berücksichtigt habe.

## A. Zoologische und haustierkundliche Betrachtungen

### I. Einführung

An der Erforschung von Abstammung, Herkunft (Domestikationsort), Alter (Domestikationszeitpunkt) und Rassebildung des Haushundes (*Canis familiaris*)<sup>1)</sup> sind Wissenschaftler verschiedenster Disziplinen und Fachrichtungen beteiligt.

Gegenüber den aus der Zoologie hervorgegangenen Wissenschaften, die vorwiegend naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden anwenden, geht die völkerkundliche Haustierforschung von völlig anderen Voraussetzungen aus, was auch anders geartete Methoden erfordert.

Die völkerkundliche Haustierforschung beschäftigt sich mit der Rolle bestimmter Haustiere im Leben einzelner Völker und versucht, durch das Studium möglichst aller Lebensbereiche, in denen das betreffende Haustier in Erscheinung tritt, zu Aussagen über die Menschen und deren Kulturformen zu gelangen.

Da sich auch die Geisteswissenschaften im Laufe der Zeit in mehrere Disziplinen aufspalteten, wurden von den einzelnen Richtungen verschiedene Problemstellungen und Fragen übernommen. So ist es z. B. eher Aufgabe der prähistorischen Forschung, die möglichen Domestikationszentren und -zeitpunkte der Haustiere zu untersuchen.

Dem Völkerkundler, der sich in seiner Arbeit vorwiegend auf rezente Völker stützt, bleibt es jedoch überlassen, sich mit dem Wesen der Haustierhaltung auseinanderzusetzen und ihre kulturellen Auswirkungen zu untersuchen. Abstammungstheoretische Problemstellungen liegen jedoch weitgehend außerhalb seiner fachlichen Kompetenz.

Die besondere Situation in Südamerika und die spezielle Problematik um den Haushund, vor allem die Veränderungen durch die Einfuhr von Hunden aus Europa in postkolumbischer Zeit, lassen es geboten erscheinen, den Rahmen der vorliegenden Untersuchung weit zu fassen.

---

1) Da die Abstammung vom Wolf (*Canis lupus*) als gesichert erkannt worden ist, sollte der Haushund als "*Canis lupus forma familiaris*" bezeichnet werden. Siehe BOHLKEN (1961, S. 107ff), ferner KRATONIVIL (1966, S. 417ff) und HERRE (1973, S. 27).

Die Einbeziehung der Ergebnisse anderer Wissenschaften, insbesondere der zoologischen Haustierforschung, ist für das hier gestellte Thema unumgänglich.

Ebenso erwarten die anderen sich mit Haustieren beschäftigenden Wissenschaften von der Völkerkunde neue Erkenntnisse und Schlußfolgerungen, um ebenfalls zu einem einheitlicheren Gesamtbild zu gelangen.

Falsch wäre es, in einer ethnologischen Untersuchung über den Haushund veraltete, aber wegen ihrer allgemeinen Verbreitung und großen Plausibilität scheinbar aktuelle Ergebnisse anderer Wissenschaften kritiklos zu übernehmen. Der Versuch, kritisch über den von der eigenen Wissenschaft gesetzten Rahmen hinaus zu blicken und die neuesten Ergebnisse anderer Disziplinen in die eigene Arbeit miteinzubeziehen, stellt eine oft leider völlig vernachlässigte Notwendigkeit dar.

Die Domestikation ist ein sehr komplexer Vorgang, der sich kaum in einer kurzen Definition exakt zusammenfassen läßt.

Einen guten Überblick über den gegenwärtigen Erkenntnisstand gibt Reichstein:<sup>1)</sup> "Die Domestikation ist als ein langwieriger, eigentlich bis in die Gegenwart andauernder Prozeß anzusehen, der damit begann, daß der vorgeschichtliche Mensch eine Reihe von Individuen aus Wildpopulationen und damit gleichzeitig aus ihrem natürlichen ökologischen Gefüge herauslöste und sie in seine Obhut nahm." Ausgangspunkt dieser Überführung in den Haustierstand ist die sexuelle Isolation der betreffenden Tierpopulation bei "gleichzeitigem Wirken veränderter Auslesebedingungen".<sup>2)</sup> Der Mensch zwang die Tiere, sich neuen, von ihm geschaffenen Umweltbedingungen anzupassen. Hinzu kommt, daß an die Stelle einer natürlichen Selektion, eine "künstliche" trat. Das Wesen der Domestikation beruht letztlich auf diesem Selektionswandel.<sup>3)</sup> Zwischen Mensch und Haustier entstand im Verlaufe der Entwicklung ein starkes wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis, dem zweifellos beide Seiten verhaftet sind.<sup>4)</sup> Dieses enge Verhältnis zwischen Mensch und Haustier wird gelegentlich als eine Art Symbiose gesehen. Wie Reichstein bemerkt,<sup>5)</sup> bleibt dabei jedoch

---

1) REICHSTEIN, 1978, S. 543

2) REICHSTEIN, 1982

3) REICHSTEIN, 1978, S. 544

4) REICHSTEIN, 1982

5) REICHSTEIN, 1978, S. 546

fraglich, ob dabei überhaupt von einem Nutzen für das Tier gesprochen werden kann. Letztlich ist es allein der Mensch, der als aktiver Partner diese Beziehung in seinem Sinne beeinflusst und nutzt. Von einer echten Symbiose kann daher nicht die Rede sein.

Am Anfang der Domestikation vieler Tiere kann der Wunsch des Menschen gestanden haben, seine Ernährungsbasis auf ein sichereres Fundament zu stellen, als es z. B. die Jagd bietet. Indem man die Tiere bei sich hielt, war es möglich, bei Bedarf jederzeit auf sie zurückzugreifen. Damit ergab sich auch die Möglichkeit, einen größeren Personenkreis mit Fleisch zu versorgen.

Für Eduard Hahn<sup>1)</sup> stand am Anfang der Domestikation nicht der Wunsch, den profanen Fleischkonsum zu erhöhen; nach ihm bildete die Haltung von Kult- und Opfertieren den Ausgangspunkt für die Haustierwerdung. Dittmer<sup>2)</sup> ist ebenfalls der Ansicht, daß der Hund, ebenso wie die anderen zuerst domestizierten Säugetiere zunächst als Fleischtiere gehalten wurden, denen besonders als "kultische Opfertiere" eine große Bedeutung zukam. Zu einem Jagd-gehilfen des Menschen sei der Hund erst viel später geworden.

Thesen, die davon ausgehen, daß die Haustierwerdung hauptsächlich aus religiösen Vorstellungen und Kulthandlungen heraus resultierte, sind sehr umstritten. Aber auch gegenteilige Annahmen, daß z. B. rein praktische Überlegungen zur Tierzucht und Domestikation geführt haben könnten, sind bis heute nicht bewiesen worden.

Man sollte jedoch nicht darauf beharren, die Gründe für die Domestikation nur im religiösen, oder nur im profanem Bereich zu suchen. Außerdem ist zu bedenken, daß die Ursache für die Domestikation einer bestimmten Tierart nicht auch notwendigerweise Ursache für die Domestikation einer anderen Tierart gewesen sein muß. Speziell beim Hund könnten noch ganz andere Gründe mitgespielt haben, zumal dieses Tier wahrscheinlich weitaus früher als andere Tiere in den Haustierstand übergeführt wurde. Es bestehen sogar Ansichten, daß sich der Stammvater des Haushundes mehr oder weniger "freiwillig" in die Nähe des Menschen begab. Dieser hypothetische "Selbstdomestikation" des Hundevorfahren soll dann später die beabsichtigte Domestikation anderer Tierarten gefolgt sein.

---

1) HAHN, 1915, S. 258ff

2) DITTMER, 1954, S. 170f und 246ff

Vielseitig sind die Veränderungen, die sich durch die Domestikation an den Tieren ergeben. Eigentümlicherweise zeigen sich bei allen Haustieren dieselben, durch die Hinführung in den Haustierstand bewirkten, äußeren Veränderungen.

So treten z. B. generell Wandlungen am Fell, der Haarstruktur, der Farbe und der Scheckung auf. Es kommt zur Bildung von Hängeohren und zur Kurzbeinigkeit. Vor allem treten Änderungen in dem Hautgefüge und in der Knochenstruktur auf. Ebenso wird für die meisten Haustiere eine Verkürzung des Gesichtschädels bemerkt, ein Merkmal, das ganz besonders bei Haushunden beobachtet werden kann. Bei allen domestizierten Tieren tritt eine Wandlung der Hirnform und des Hirnvolumens auf. Gegenüber ihren Wildformen besitzen die Haustiere ein vermindertes Hirngewicht. Die Abnahme kann dabei bis zu 30 Prozent betragen.

Die genannten Veränderungen treten bei allen Haustieren parallel auf. Sie werden durch Mutationen bewirkt und sind erblich fixiert. Diese "Parallelität der Domestikationserscheinungen" zeigt, daß es bestimmte bevorzugte Richtungen von Erbgutänderungen gibt. Allerdings sind bis heute keine genauen Erkenntnisse über die dahinterstehenden Gesetzmäßigkeiten gewonnen worden.<sup>1)</sup> Haustiere verändern gegenüber der Wildart nicht nur ihr inneres und äußeres Erscheinungsbild, sondern auch ihre Verhaltensweisen.<sup>2)</sup>

Besonders die Veränderungen im physiologischen Bereich spielen für den Menschen hinsichtlich der "Nützlichkeit" eines Haustieres eine entscheidende Rolle.<sup>3)</sup>

---

1) SENGLAUB, 1960, S. 17

2) Bezüglich des Haushundes siehe z. B. GOERTTLER (1979, S. 221ff) und besonders ZIEMEN (1971).

3) Siehe hierzu REICHSTEIN (1978, S. 546).

## II. Die Abstammung des Haushundes

### 1. Suche nach den Ahnen des Hundes

Standen in früherer Zeit morphologische Betrachtungen im Vordergrund des Interesses, so wird heute bei der Behandlung der Abstammungsfragen vom biologischen Artbegriff ausgegangen.

Zunächst aber wurde eine heute nicht mehr existierende Urform als Ahne aller heutigen Haushunde angenommen. Die Ansichten von Buffon, der 1755 als erster an einen monophyletischen Ursprung des Hundes glaubte, hatten ihren Nachhall bis zu Beginn unseres Jahrhunderts. So postulierte noch im Jahre 1901 Studer einen ausgestorbenen "Canis ferus" als Stammvater der Haushunde.<sup>1)</sup>

Unter den noch heute lebenden Caniden suchte Gùldenstàd (1776) den Urahn aller Haushunde und glaubte, ihn im Goldschakal gefunden zu haben.<sup>2)</sup> Merkwürdigerweise wurde in demselben Jahr von Pallas (1776) ein Aufsatz veröffentlicht, in welchem er auf die Vielzahl von unterschiedlichen Haushunden einging. Seiner Meinung nach mußten daher mehrere Stammahnen angenommen werden. So sollen Wölfe, Hyänen, Füchse und andere mit gezähmten Schakalen gekreuzt worden sein, wodurch sich die vielfältigen Haushundformen erklären ließen.<sup>3)</sup>

Auch Darwin ging von einem polyphyletischen Ursprung des Haushundes aus. Im Gegensatz zu Pallas wollte er aber nur Wölfe, Schakale und andere Hundeartige an der Entstehung der Haushunde beteiligt wissen. Südamerikanische Caniden kamen in seinen Augen durchaus als Ahnen einiger der indianischen Haushunde in Frage.<sup>4)</sup>

Da die Domestikationsforschung den Zivilisationszentren der Alten Welt größere Aufmerksamkeit zollte, wurde Südamerika in den wichtigsten Fragestellungen meist ausgeklammert.

In der Folgezeit konnte aufgrund zunehmender gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnisse die Reihe mutmaßlicher Ahnen unserer Haushunde beträchtlich gelichtet werden.

---

1) SENGLAUB, 1978, S. 190

2) Ebenda, S. 189

3) Ebenda

4) Ebenda, S. 190f

Als mögliche Stammväter des Haushundes kamen nunmehr die drei Arten der Gattung *Canis* in Betracht. Das waren, neben dem Wolf (*Canis lupus*), dem Goldschakal (*Canis aureus*) auch der Kojote oder Heulwolf (*Canis latrans*), letztere in Nordamerika bis nach Mexico verbreitet.

Weiterhin aber wurde der polyphyletische Ursprung, d. h. die Beteiligung mehrerer Canidenarten an der Entstehung der Haushunde diskutiert.

Nach Hilzheimer sollten die großen Munderassen aus den Wölfen der nordischen Gebiete entsprungen sein; im Schakal sah er den Ahnen der kleineren Munderassen.<sup>1)</sup>

Heute wird dagegen weitgehend eine monophyletische Abstammung aller prähistorischer und rezenter Haushunde für wahrscheinlich gehalten.<sup>2)</sup>

Vom Aufbau des Skeletts ergeben sich zwischen den drei oben genannten Arten kaum Unterschiede. Jedoch weisen die Arten unterschiedliche körperliche Größen auf. Die Wölfe bilden dabei die größte Art, während die Schakale zu den kleinsten der Gattung gehören.

Wie bereits angedeutet, steht als Tatsache fest, daß sich das Hirngewicht der Haustiere gegenüber dem der Wildform immer vermindert. Bei Haushunden wird eine entsprechende Differenz von 30 Prozent angenommen. Das durchschnittliche Hirngewicht der Haushunde liegt jedoch beträchtlich über dem der Schakale.

Aufgrund von Unterschieden in Hirneigenarten konnte Herre den Schakal als Stammvater der Haushunde ausschließen.<sup>3)</sup>

Der Kojote könnte schließlich noch als möglicher Stammvater alter amerikanischer Haushunde eine Rolle gespielt haben. Die Frage nach einer möglichen Domestikation des Kojoten in Nordamerika in voreuropäischer Zeit wird heute lebhaft diskutiert, gilt aber noch nicht als beantwortet.<sup>4)</sup> Auf diese Fragestellung wird noch zurückzukommen sein.

Heute wird allgemein der Wolf (*Canis lupus*) als einziger und alleiniger Stammvater aller Haushunde angesehen.<sup>5)</sup>

---

1) HILZHEIMER, 1912, S. 50

2) Siehe z. B. NARR, 1959, S. 119

3) HERRE, 1973, S. 26

4) HERRE, 1973, S. 27f ; SENGLAUB, 1978, S. 205

5) So z. B. LORENZ, 1951; TRUMLER, 1971; ZIEMEN, 1971; HERRE, 1973; FOX, 1975 und HOLLER, 1978

Antonius machte in seinem Werk "Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere" darauf aufmerksam, daß sehr wahrscheinlich nur eine kleine Wolfsunterart als Stammvater der Haushunde in Frage kommt.<sup>1)</sup> Antonius begründete seine Annahme mit der Beobachtung, wonach beim Aussetzen der Zuchtwahl durch den Menschen, bei den Haushunden die extremen Größenunterschiede einzelner Tiere sehr schnell verschwinden und sich im Laufe der Zeit eine Hundepopulation von annähernd gleicher Größe entwickelt. Da diese Körpergröße, die angeblich auch der von Dingos und indischen Pariahunden entspricht, unter dem Durchschnittsmaß der großen nordischen Wölfe liegt, kam für Antonius als mögliche Wildform des Haushundes nur eine kleine Wolfsunterart in Betracht. Kleinere Wolfsunterarten sind jedoch nur im Vorderen Orient und Südostasien verbreitet. Damit wurde eine der kleinen Wolfsunterarten, *Canis lupus pallipes* oder *Canis lupus arabs* als mögliche Wildform des Haushundes angesehen. Die hier dargelegte Ansicht von Antonius ist jedoch heute überholt. Damit ist man auch von der Annahme, daß nur kleine Wolfsunterarten als Urausgangsformen für Domestikationen in Frage kämen, abgerückt.<sup>2)</sup>

Eine in verschiedenen Gebieten erfolgte Domestikation von Wolfsunterarten unterschiedlicher Größe, kann aufgrund des gegenwärtigen Wissenstandes nicht ausgeschlossen werden.<sup>3)</sup>

Die mit den südamerikanischen Haushunden verbundene besondere Problematik macht eine gesonderte Untersuchung notwendig. Im folgenden soll zunächst eine Übersicht über die wildlebenden Caniden Nord- und Südamerikas gegeben werden. Anschließend sollen die hauptsächlichsten Theorien über die Abstammung und Entwicklung der vorkolumbischen Haushunde in Südamerika diskutiert werden.

---

1) ANTONIUS, 1922, S. 134

2) Pers. Mitteilung von Dr. Reichstein und Prof. Herre: Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Größenangleichung bei verwilderten Haushundpopulationen auf Auslese beruht.

3) Siehe z. B. OBOUSSIER, 1958, S. 719ff; COLTON, 1970, S. 153; HOLLER, 1978, S. 132 und SENGLAUB, 1978, S. 206

## 2. Wildhunde Nord- und Südamerikas

Die folgende Liste gibt einen Überblick über die rezenten Wildhunde Nord- und Südamerikas. Echte Füchse, d. h. die Gattung *Vulpes*, sind nur in Nordamerika verbreitet. Die Gattung Wolfs- und Schakalartige (*Canis*) ist in Nord- und Mittelamerika verbreitet: der Wolf (*Canis lupus*) bis nach Mexiko, der Kojote bis Mittelamerika.

Der Graufuchs, vorwiegend in Nordamerika beheimatet, drang in jüngerer erdgeschichtlicher Zeit bis Nordkolumbien und Venezuela vor. Die übrigen genannten Hundeartigen sind in ihrer Verbreitung auf Südamerika beschränkt (Nr. 8 - 17).

Gattung Eis- und Steppenfüchse (*Alopex*)

1. Eisfuchs (*Alopex lagopus*)

Gattung Echte Füchse (*Vulpes*)

2. Nordamerikanischer Rotfuchs (*Vulpes vulpes fulva*)
3. Swift-Fuchs (*Vulpes velox*)
4. Großohr-Kitfuchs (*Vulpes macrotis*)

Gattung Wolfs- und Schakalartige (*Canis*)

5. Wolf (*Canis lupus*)
6. Kojote (*Canis latrans*)

Gattung Graufüchse (*Urocyon*)

7. Insel-Graufuchs (*Urocyon littoralis*)
8. Festland Graufuchs (*Urocyon cinereoargenteus*)

Gattung Maikongs (*Cerdocyon*)

9. Waldfuchs (*Cerdocyon thous*)

Gattung Kurzohrfüchse (*Atelocynus*)

10. Kurzohrfuchs (*Atelocynus microtis*)

Gattung Waldhunde (*Speothos*)

11. Waldhund (*Speothos venaticus*)

Gattung Kampfüchse (*Dusicyon*)

Untergattung Falklandwölfe (*Dusicyon i.e.S.*)

12. Falklandfuchs (*Dusicyon australis*)
13. Azarafuchs (*Dusicyon azarae*)

Untergattung Festland-Kampfüchse (*Pseudalopex*)

14. Andenschakal (*Dusicyon culpaesus*)
15. Pampasfuchs (*Dusicyon gamnocercus*)

Gattung Brasilianische Kampfüchse (*Lycalopex*)

16. Brasilianischer Kampfuchs (*Lycalopex vetulus*)

Gattung Mähnenwölfe (*Chrysocyon*)

17. Mähnenwolf (*Chrysocyon brachyurus*)

Die südamerikanischen Wildhunde (Nr. 8 - 17 ) werden häufig als "Wolf" oder "Fuchs" bezeichnet. Diese Namen wurden aber völlig willkürlich gewählt, da die angegebenen Tierarten weder zu den Wölfen (*Canis lupus* sp.) noch zu den Füchsen (*Vulpes* sp.) im eigentlichen Sinn zu rechnen sind. Ist jedoch in der vorliegenden Untersuchung von den wildlebenden südamerikanischen Caniden die Rede, so wird, wenn keine exakte Einordnung möglich ist, wie bereits dargelegt, die Bezeichnungen "Wildhund" oder "Fuchs" verwendet.<sup>1)</sup>

### 3. Abstammung der vorkolumbischen Haushunde

Aus vorkolumbischer Zeit sind Haushunde hauptsächlich für das hochkulturelle Andengebiet und dessen unmittelbaren Ausstrahlungsbereich zahlreich und sicher belegt.

Bedingt durch die in nachkolumbischer Zeit erfolgte Vermischung mit Hunden europäischer Herkunft, kann die Abstammung der vorkolumbischen Indianerhunde ausschließlich aus nachweislich vorspanischer Zeit stammenden Hundefunden erschlossen werden. Bei der Untersuchung dieser Frage gehen erst in neuerer Zeit die Zoologen von eindeutig gesichertem vorkolumbischen Knochenmaterial aus.

Der heutige Hundebestand der südamerikanischen Indianer kann wegen der Bastardisierung nur bedingt zu Untersuchungen hinsichtlich der Abstammungsfrage herangezogen werden. Echte unvermischte Indianerhunde werden heute wohl kaum mehr zu finden sein.

Vorweg sei hervorgehoben, daß die Ureinwohner Mittel- und Südamerikas im Hinblick auf die Domestikation von Pflanzen und Tieren große Leistungen erbracht haben. Maniok, Kartoffel, Mais, Bohne und Tomate, um nur einige wenige zu nennen, sind Pflanzen, die hier ihre Domestikationszentren haben. Die Kameliden Lama und Alpaka, das Meerschweinchen und der Truthahn wurden von ihnen in den Haustierstand übergeführt.

Es würde daher nicht verwundern, wenn ihnen dies nicht auch mit einer der vielen Wildhundarten gelungen wäre.

Es stand viele Jahre zur Debatte, ob die vorkolumbischen Haushunde von einer oder mehrerer Wildhundarten in Südamerika abstammen könnten, ob sie möglicherweise in einem der Hundeartigen

---

1) Die systematische Übersicht erfolgte nach GRZIMEKS Tierleben, Bd. 12, 1979, S. 590f

in Nordamerika ihren Ahnen haben, oder ob - wie es heute für am wahrscheinlichsten gehalten wird - die Hunde von den Indianern aus Asien nach Amerika mitgebracht wurden.

Europäische Haushunde waren in größerer Zahl an Bord, als Kolumbus nach seiner Entdeckung zum zweiten Mal in Amerika landete. In den folgenden Jahren der Eroberungen gelangten zahlreiche Hunde mit den Konquistadoren in die Neue Welt. Die Hunde, meist Bluthunde, waren ausgesucht, stark und aggressiv<sup>1)</sup> und dienten den Spaniern als Kampfgefährten bei ihren blutigen Auseinandersetzungen mit den Indianern.<sup>2)</sup> Es ist anzunehmen, daß in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten die Europäer große und starke Hunde in ihre neue Heimat mitbrachten. Es waren Tiere, die sie vor den gefürchteten feindlichen Übergriffen durch die Indianer schützen und ihr Hab und Gut vor deren "Raubsucht" bewachen sollten. Die Indianerhunde, so ist aus vielen Berichten zu hören, waren eher kleiner und friedlicher Natur und einige von ihnen bellten nicht einmal.<sup>3)</sup> Wahrscheinlich wurden sie schnell von den europäischen Hunden verdrängt oder ausgerottet. Möglicherweise haben sich auch viele europäische Hunde mit den einheimischen Tieren vermischt.<sup>4)</sup>

Unter den südamerikanischen Wildhunden ist der Waldfuchs, der Maikong, angeblich der am leichtesten zähmbare. Er soll von den Indianern häufig gehalten worden sein.<sup>5)</sup> Die Zähmung von meist nicht näher bezeichneten Wildhunden durch die Indianer wird allerdings nur vereinzelt berichtet.<sup>6)</sup>

Auch der in kleinen Rudeln jagende Waldhund (*Speothos venaticus*) zeigte sich gegenüber dem Menschen gesellig und freundschaftlich, wenn er gezähmt wurde.<sup>7)</sup>

Vogts Ansicht ist aber sicherlich übertrieben, wenn er annimmt, daß die Guayaki (Ache) in Paraguay anstatt des Hundes, der offenbar bei ihnen fehlte,<sup>8)</sup> den "amerikanischen Fuchs" für die Jagd

---

1) WEISS, 1967, S. 44f

2) Tatsächlich sollen die Spanier mit ihren ausgesuchten Kampfhunden mehr Erfolg gehabt haben als mit ihren Pferden. Siehe hierzu MADARIAGA (1966, S. 16ff); SCHNEIDER-LEYER (1959, S. 227)

3) Siehe Kap. A, VI, 2

4) NORDENSKIÖLD, 1925, S. 114

5) SENGLAUB, 1978, S. 95

6) VOGT, 1902, S. 37 ; MALKUS, 1966, S. 57

7) DATES, 1944, S. 152ff

8) VELLARD, 1939, S. 128 und 135

abgerichtet hätten.<sup>1)</sup>

Wie im Hauptteil der vorliegenden Untersuchung näher ausgeführt, werden in den Vorstellungen der Indianer Urzeitheroen gelegentlich von Wildhunden (Füchsen) begleitet. Diese dienten ihnen als Jagdgefährten, bevor zu einem spätern Zeitpunkt die Hunde erschaffen wurden.<sup>2)</sup> Auch wenn die Indianer Hund und Wildhund häufig für wesensverwandt ansehen,<sup>3)</sup> kann daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß die indianischen Haushunde tatsächlich aus einem heimischen Wildhund domestiziert wurden.

Offenbar den Ansichten Darwins über die Abstammung der Hunde folgend, gelangte Woldrich zu der Annahme, die südamerikanischen Haushunde ließen sich von der einheimischen Gattung der Kampfüchse, der *Dusicyonini* also, herleiten.<sup>4)</sup> Auch Albrecht ging in seiner heute veralteten Untersuchung von einem polyphyletischen Ursprung der Haushunde aus. Er glaubte, daß der Hund von den amerikanischen Ureinwohnern unabhängig von der Alten Welt domestiziert wurde.<sup>5)</sup> Latham glaubte, daß durch die Domestikation und Kreuzung mehrerer südamerikanischer Wildhundarten die einzelnen von ihm angenommenen autochthonen Haushundtypen entstanden sind.<sup>6)</sup> Ohne genaue Untersuchungen angestellt zu haben, beruhen seine Darlegungen zum Teil auf spekulativen Annahmen und sind daher nur von geringem wissenschaftlichen Wert.

Gilmore, der in seinem Aufsatz die seinerzeit bekannten Theorien referiert, kommt auch auf einen ausgestorbenen "wolfsartigen" Wildhund ("*Canis nehringi*") aus dem heutigen Staatsgebiet von Argentinien zu sprechen. Diese Wildform könnte seiner Meinung nach noch von den ersten nach Südamerika einwandernden Bevölkerungsgruppen angetroffen und domestiziert worden sein.<sup>7)</sup> Der Wolf (*Canis lupus*) ist jedoch vorwiegend auf der nördlichen Erdhalbkugel verbreitet;<sup>8)</sup> es ist kaum anzunehmen, daß sich eine Wolfsunterart so weit in den Süden verirrt haben sollte.

Termer sah, wohl durch die Angaben Gilmors mit beeinflusst, unter

---

1) VOGT, 1902, S. 57

2) Siehe Kap. F, V

3) Siehe Kap. D, V, 2

4) WOLDRICH, 1882 bei UECK, 1961, S. 158

5) ALBRECHT, 1903, S. 7

6) LATHAM, 1922, S. 9ff

7) GILMORE, 1963, Vol. VI, S. 377ff

8) Siehe Verbreitung der einzelnen Wolfsunterarten in HERRE und RÖHRS, 1977, S. 262

den Forschern eine zunehmende Bereitschaft, den neotropischen Ursprung des Hundes für wahrscheinlich zu halten.<sup>1)</sup>

Dagegen schlossen bereits Tschudi und später auch Krieg die Möglichkeit einer in Südamerika erfolgten Domestikation einheimischer Wildhunde völlig aus.<sup>2)</sup>

Die in jüngerer Zeit von Ueck, wie die schon am Anfang dieses Jahrhunderts von Allen durchgeführten Untersuchungen an vorkolumbischen Hundefunden ergaben, daß es sich bei den südamerikanischen Hunden um "echte Hunde", d. h. um domestizierte Nachfahren des Wolfs (*Canis lupus*) handelt.<sup>3)</sup>

Nach dem heutigen Stand der Kenntnis muß eine auf dem südamerikanischen Subkontinent erfolgte Domestikation des Hundes ausgeschlossen werden.

Ist möglicherweise der nordamerikanische Wolf oder der Kojote als Stammahne der vorkolumbischen Indianerhunde anzusehen?

Nehring glaubte in dem nordamerikanischen Wolf (*Canis lupus occidentalis*) den Stammvater der von ihm untersuchten Hunde aus dem vorspanischen Gräberfeld von Ancon (Peru) zu erkennen und hielt auch die Abstammung von dem ebenfalls in Nordamerika beheimateten Kojoten für möglich. Zahlreich ist die Gruppe von Forschern, die Nehring folgend, den Ahnen der vorkolumbischen Indianerhunde entweder im nordamerikanischen Wolf oder im Kojoten sehen.<sup>5)</sup> Auch Wagner sprach sich in seinen früheren Aufsätzen entschieden für den nordamerikanischen Wolf oder den Kojoten als mögliche Stammväter der Indianerhunde aus,<sup>6)</sup> er vertrat jedoch später diese Ansicht nicht mehr explizit.<sup>7)</sup> Obwohl in zoologischen Publikationen gelegentlich auf die Tatsache hingewiesen wird, daß sich Haushunde mit Kojoten kreuzen lassen, muß daraus noch nicht die Annahme folgen, in Indianerhunden fließe Kojotenblut.

---

1) TERMER, 1957, S. 2 ; ferner hierzu CLUTTON-BROCK, 1977, S. 1340a

2) TSCHUDI, 1844-46, S. 148 ; KRIEG, 1939, S. 157f

3) ALLEN, 1920, S. 431ff ; UECK, 1961, S. 157ff

4) NEHRING, 1884, S. 111

5) FRIEDERICI, 1899, S. 361ff ; COUES und PACKARD, 1885 bei UECK, 1961, S. 158 ; IHERING, 1913, S. 104 ; LÖNNBERG, 1919, S. 10ff

6) WAGNER, 1960, S. 364 ; 1961, S. 699

7) WAGNER, 1978, S. 97ff

Aufgrund des Schädelbaus nimmt Allen an, daß der Kojote mit Sicherheit nicht als Stammvater der Indianerhunde in Betracht kommen kann.<sup>1)</sup> Von zoologischer Seite könnten jedoch auch nord-amerikanische Wolfsunterarten als Stammformen der nord- und süd-amerikanischen Indianerhunde in Frage kommen. Kulturhistorisch gesehen dagegen kann Nordamerika nur sehr bedingt als mögliches Domestikationszentrum ins Auge gefaßt werden, worauf bereits Allen hingewiesen hat.<sup>2)</sup> Da eine Festlegung auf eine bestimmte Wolfsunterart aus zoologischer Sicht nicht zu begründen ist, kann durchaus von einer polytopen Entstehung der Haushunde ausgegangen werden, wobei als mögliche Domestikationszentren heute vor allem Europa, der Vordere Orient und China betrachtet werden.<sup>3)</sup>

In einer neueren Publikation wird eine in China beheimatete Wolfsunterart (*Canis lupus chanco*) als möglicher Stammvater derjenigen Haushunde angesehen, welche von den Menschen aus Asien über die Beringstraße in die Neue Welt mitgeführt wurden.<sup>4)</sup>

Damit wäre das Domestikationsprinzip mit dem Haushund nach Amerika gebracht und dort später von einer kulturell hochstehenden Bevölkerung geschickt angewendet worden, was zu einer Vielzahl autochthoner Errungenschaften führte.

Kann von der Völkerkunde hinsichtlich der Abstammungsfrage des Indianerhundes kaum ein Beitrag erwartet werden, so scheint sie jedoch hinsichtlich des möglichen Domestikationsortes zu vorsichtigen Aussagen fähig zu sein.

Wie schon aus den völkerkundlichen Untersuchungen von Koppers (1930), Krickeberg (1934) und Kretschmar (1938) zu ersehen ist, spricht besonders die spezifische Rolle des Haushundes in der Mythologie der Indianer Südamerikas für seine Herkunft aus Asien. Auch diesem Aspekt widmet sich die vorliegende Untersuchung.<sup>5)</sup>

---

1) ALLEN, 1920, S. 434

2) Ebenda, S. 439ff

3) Pers. Mitteilung von Dr. Reichstein

4) OLSEN und OLSEN, 1977, S. 533ff

5) Siehe hierzu besonders Kap. G

### III. Die frühen Hundefunde in der Alten Welt und Nordamerika

Aufgrund des sehr engen Verhältnisses zwischen Mensch und Hund projizierten vorwissenschaftliche Ansichten dessen Domestikation weit in die Vergangenheit.

Obwohl diese Vorstellung wissenschaftlich keinesfalls bewiesen werden konnte, gelang es ihr aufgrund der "historischen Plausibilität" nicht nur als wissenschaftliche These anerkannt, sondern sogar darüber hinaus als Faktum tradiert zu werden. Erst sehr kritische Untersuchungen vermochten mit derartigen "traditionellen Konzeptionen" zu brechen.<sup>1)</sup>

Solche für allgemeingültig gehaltene Vorstellungen und Konzeptionen bewirkten häufig die sicherlich falsche Annahme eines sehr hohen Alters der Hundedomestikation. Auch heute noch wird, ohne es beweisen zu können, immer wieder auch in wissenschaftlichen Beiträgen ungerechtfertigterweise von einem hohen Alter der Hundedomestikation ausgegangen.<sup>2)</sup>

Es gibt auch keinen Beweis dafür, daß der Haushund den Menschen bereits bei den ersten Einwanderungswellen nach Amerika begleitete, wie verschiedentlich behauptet wird.

Zur Beantwortung der Frage nach dem kulturgeschichtlichen Alter des Hundes können im wesentlichen nur Zoologen und besonders Osteologen beitragen. Der eigentliche Beginn der Domestikation von Wölfen kann aber selbst von den Vertretern dieser Wissenschaften nicht mit Sicherheit ermittelt werden, da in den Anfängen der Haustierwerdung bei den Tieren noch nicht mit morphologischen Veränderungen zu rechnen ist.

Da es problematisch ist, Domestikationsmerkmale an altem, oft äußerst spärlichen Canidenmaterial eindeutig festzustellen, werden Meldungen über frühe Hundefunde in Fachkreisen häufig mit

1) VAJDA, 1964, S. 777

2) So schreibt z. B. PORRAS GARCES in seiner "Arqueología del Ecuador" (1980, S. 28): "Y, aunque a algunos les sorprenda, acompañaba ya al hombre hace 30.000 años su fiel compañero el perro, perfectamente domesticado, 20.000 años antes de cualquier otra especie de animal." Eine Sensation, wenn sich das beweisen ließe!

zum Teil berechtigter Skepsis aufgenommen. Nicht selten wird die längst akzeptierte Einordnung von Hundefunden wieder fraglich, weil sie neueren Untersuchungen nicht mehr standhalten. Vajda wies daraufhin, daß man nur dort von domestizierten Hunden sprechen darf, wo das Knochenmaterial eindeutig ausschließt, daß es sich um andere Caniden handelt und wo Domestikationsmerkmale einwandfrei zu erkennen sind oder wo aus dem Fundkomplex Schlüsse gezogen werden können, daß der Hund bei der betreffenden Bevölkerung tatsächlich domestiziert war.<sup>1)</sup> Nicht immer wurden diese Forderungen in der Vergangenheit erfüllt.<sup>2)</sup>

Als ältester Hundefund galt lange Zeit der Hund aus dem Senckenbergmoor (Frankfurt/M.), der zeitlich zwischen 9.000 und 7.500 v. Chr. angesetzt wird.<sup>3)</sup> Weitere Funde aus Europa sind: der Hundefund von Star Carr (Yorkshire/England), ins 8. vorchristliche Jahrtausend datiert und Funde aus Dänemark aus der Zeit zwischen 6.500 und 6.000 v. Chr..<sup>4)</sup> Ein Unterkieferfragment aus der Zeit um 12.000 v. Chr. stammt von dem ältesten heute bekannten Haushund. Diesen Fund aus Oberkassel hat unlängst Nobis publiziert.<sup>5)</sup> Diese Funde stützen die Ansicht, daß Mitteleuropa tatsächlich als eines der ältesten Domestikationszentren zu betrachten ist.

Auch aus der Türkei und dem Vorderen Orient sind Hundefunde für die Zeit um 7.000 v. Chr. belegt.<sup>6)</sup> Der z. Z. älteste Hundefund aus dem Vorderen Orient stammt aus der Palegawra Höhle (Nordwest Irak); er wird in die Zeit um 10.000 v. Chr. datiert.<sup>7)</sup>

Inzwischen wurden auch relativ alte Hundefunde aus Nordamerika gemeldet. Es handelt sich um einen Fund aus dem Birch Creek Valley (Idaho/USA), zwischen 9.500 und 8.400 v. Chr. datiert<sup>8)</sup> und ein Fund aus der Ventana Cave (Tucson, Arizona/USA),

---

1) VAJDA, 1964, S. 778

2) Ebenda

3) LA BAUME, 1962, S. 169 ; ZEUNER, 1967, S. 75

4) LA BAUME, Ebenda

5) NOBIS, 1979, S. 610 (Oberkassel bei Bonn)

6) LAWRENCE, 1967, S. 44ff

7) TURNBULL und REED, 1974

8) LAWRENCE, 1967, S. 44ff

aus der Zeit um 9.500 v. Chr.<sup>1)</sup>.

In dem bis zum Jahr 6.500 v. Chr. gut erforschten Tal von Tehuacán in Mexiko, erscheint der Hund in den Fundschichten erst in der "Abejas-Phase" im Zusammenhang mit geschlossenen Siedlungen (3.500 - 2.300 v. Chr.).<sup>2)</sup> In der Sierra de Tamaulipas ist der Hund ab der "La Perra-Zeit" (ab 2.500 v. Chr.) belegt.<sup>3)</sup> In mexikanischen Gräbern erscheint der Hund, offenbar als Begleiterscheinung bestimmter Jenseitsvorstellungen<sup>4)</sup> zwischen 1.500 und 500 v. Chr..<sup>5)</sup>

Auf die ältesten Hundefunde Südamerikas wird im folgenden Abschnitt näher eingegangen.

#### IV. Verbreitung und Alter des Haushundes in Südamerika

Heute werden zwar in nahezu allen Indianersiedlungen Hunde gehalten; Zweifel an der Ubiquität des Hundes für die vorkolumbische Zeit sind jedoch berechtigt.

Anhaltspunkte über Verbreitung und Alter des Haushundes in Südamerika können hauptsächlich aufgrund von Skelettfunden und einer näheren Betrachtung des für Hunde geeigneten Lebensraumes gewonnen werden.

##### 1. Skelettfunde

Eindeutige Beweise für das Vorhandensein des Haushundes in vorkolumbischer Zeit liegen bisher vorwiegend aus dem Andenraum vor. Hier sind die besten Voraussetzungen für die Erhaltung organischer Stoffe gegeben. Überreste von Hundeskeletten und Hundemumien, letztere durch trockene Klimaverhältnisse in ihrer Konservierung begünstigt, sind in großer Zahl aus dem zentralen Andenraum bekannt. Häufig wurden hier den Verstorbenen Hunde als

- 
- 1) COLTON, 1970, S. 153 ; HERRE, 1973, S. 60f
  - 2) MACNEISH, 1964 bei WAGNER, 1978, S. 115
  - 3) BOSCH-GIMPERA, 1975, S. 604f
  - 4) Siehe Kap. II, II, 3, c
  - 5) WAGNER, 1978, S. 100

Grabbeigabe mitgegeben, eine Sitte, die sich etwa seit dem Auftreten der Keramik verfolgen läßt.

Das beste Beispiel liefert das Gräberfeld von Ancon (Peru), aus dem zahlreiche Hundeskelette zu Forschungszwecken sichergestellt werden konnten.

Hunde wurden zum Teil auch einzeln beigesetzt, sogar "Hundefriedhöfe" sind keine Seltenheit. So entdeckte der mit der Freilegung von Cerro Sechin (Peru) beauftragte Archäologe L. Samaniego über dem Hauptkomplex mehrere guterhaltene Hundemumien, die dort zur Chimu- oder Inkazeit beigesetzt worden waren.<sup>1)</sup>

Die bislang ältesten Hundefunde Südamerikas werden in die Zeit zwischen 5.500 und 4.200 v. Chr. datiert.<sup>2)</sup> Es handelt sich hierbei um mehrere Fundkomplexe aus dem Gebiet zwischen den Ortschaften Junin und La Oroya (Zentralperu). Die Fundobjekte sind ein Halswirbel und der Zahn eines Hundes aus der Schicht 5 von Uchcumachay (Tilarnioc) und ein weiterer Hundezahn aus den Schichten 4 - 6 von Panalauca (Panalagua).<sup>3)</sup> Weitere, allerdings jüngere Hundefunde, sind aus der Zeit zwischen 4.200 und 1.750 v. Chr. aus Pachamachay, ebenfalls Zentralperu, belegt.<sup>4)</sup> Diese ältesten Hundefunde stammen aus Siedlungsresten mit meist unklarer Fundsituation. Es muß sich hierbei um eine Hirtenbevölkerung gehandelt haben, was die überwältigende Vielzahl von sichergestellten Lama- und Alpakaknochen deutlich werden läßt.

Aus dem Tiefland Südamerikas kann ein datierter Fund genannt werden. In Venezuela fand man bei verschiedenen Ausgrabungen Haushundknochen mit Hirschüberresten vergesellschaftet. Die C 14 Daten für diese als "El Cuartel" bezeichneten Fundkomplexe liegen zeitlich zwischen 100 (-280) und 1265 nach Chr.. Offenbar fanden keine genaueren Untersuchungen am Knochenmaterial statt. Nach Meinung der sich mit diesen Funden beschäftigenden Archäologen deuten die Hundeknochen darauf hin, daß Hunde möglicherweise gegessen wurden.<sup>5)</sup> Diese wenig aussagekräftige Beurteilung trägt kaum zu einer Klärung des kulturgeschichtlichen Alters des Hundes

---

1) Persönliche Mitteilung des Herrn L. SAMANIEGO (bisher unpubl.)

2) PIRES-FERREIRA, 1977, S. 152

3) Ebenda

4) WHEELER PIRES-FERREIRA, 1977, S. 156 ; WING, 1977, S. 337ff

5) SANOJA und VARGAS, 1978, S. 259ff und 271

im Tiefland bei.

Die in Urwaldregionen ständig vorhandene Feuchtigkeit beseitigt schnell jegliche Spuren eines verendeten tierischen Organismus. Ferner sollte bedacht werden, daß die relativ dünne Besiedelung des Tieflandes und die doch große Mobilität der Indianerstämme als Gründe für nur äußerst zufällige Entdeckungen von Siedlungsplätzen zu betrachten sind.

In den teilweise gut untersuchten Küchenabfallhaufen (Sambaquis) der Ostküste Südamerikas fanden sich keine Hundeknochen.

Diese Tatsache darf jedoch nicht als Beweis für ein mögliches Fehlen von Hunden in diesen Gebieten angesehen werden. Daraus kann lediglich geschlossen werden, daß hier Hunde nicht als Nahrungsmittel angesehen wurden, weil andernfalls beschädigte Hundeknochen - mit Spuren menschlicher Einwirkung - in den Fundkomplexen mit Speiseabfällen vergesellschaftet wären.

Es besteht Grund zur Annahme, daß auch die Tieflandindianer ihre verendeten Hunde meist bestatteten, oder wo das nicht üblich war, die Tiere fern der Siedlung in den Wald oder in einen Fluß warfen.<sup>1)</sup> Aufgrund dieser Bedingungen sind daher ältere Knochenreste von Haushunden im Tiefland kaum zu erwarten.

## 2. Lebensraum des Hundes

Wölfe leben in unterschiedlichsten Biotopen. Von den arktischen Eiswüsten über Tundren und Steppen bis zu Savannen- und Wüstengebieten erstreckt sich das Habitat der verschiedensten Wolfunterarten. Im allgemeinen werden offene Landschaften von den Wölfen als Lebensraum bevorzugt. In den dichten tropischen Waldgebieten kommen Wölfe nicht vor.

Daß auch der Haushund eigentlich offene Landschaften als Lebensraum bevorzugt, kann an verwilderten Hundepopulationen nachgewiesen werden. In den Pampas-Gebieten Argentiniens verwilderten Haushunde und wurden zur Plage;<sup>2)</sup> sie hatten ihren idealen Lebensraum gefunden.

---

1) Siehe Kap. D, III

2) Siehe hierzu CABRERA (1932, S. 28)

Hundehaltung ist für die Indianer in einigen Landschaftsräumen Südamerikas von den Umweltsverhältnissen her kaum mit eigentlichen Schwierigkeiten verbunden. Außer dem Andenraum wären das die Savannengebiete Guayanas, Teile des Mato Grosso, der Gran Chaco, die Pampas und Patagonien sowie Feuerland.

hierzu kann z. B. der Zoologe Krieg; zitiert werden, der als großer Kenner des Gran Chaco gilt. Er berichtet, daß die meisten Chaco-Stämme von unzähligen "Mundekreaturen" umgeben sind; daß er in einigen Siedlungen mehr Hunde als Menschen antraf. <sup>1)</sup>

In den Waldgebieten Südamerikas dagegen erscheint die Hundehaltung von vornherein mit größeren Schwierigkeiten verbunden zu sein, da unnatürlicher Lebensraum, tropische Klimaverhältnisse und eine Vielzahl von feindlichen Tierarten das Überleben der Haushunde ständig gefährdet. Im Tiefland, besonders im amazonischen Waldland schafft eigentlich erst der Mensch die Bedingungen für ein Überleben der Hunde.

Von einigen Indianer-Stämmen aus Waldgebieten im Tiefland wird tatsächlich auch berichtet, daß sie einen ständigen Bedarf an Hunden hatten, da die Hunde immer wieder eingingen, verunglückten oder von anderen Tieren gefressen wurden. Nur durch intertribalen Handel kamen diese Stämme in den Besitz neuer Tiere. <sup>2)</sup>

#### V. Entwicklung der Haushunde und das Problem der Rassebildung

Hinsichtlich der Entwicklungsgeschichte der Haushunde prägte die Klassifizierung von Studer (1901) in seiner Arbeit über "die prähistorischen Hunde in ihrer Beziehung zu den gegenwärtigen Rassen", zunächst das Denken vieler Gelehrter. Studers Systematik ging davon aus, daß den heutigen Hunderassen einige angeblich bereits in prähistorischer Zeit erkennbare Stammformen zugeordnet werden müssen. Er verglich die durch große Variationsbreite gekennzeichneten frühen Schädelformen mit denen heutiger Hunderassen und deutete Übereinstimmungen - fälschlicherweise - als ein Zeichen

---

1) KRIEG, 1943, S. 143ff

2) Siehe Kap. B, V

echter verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit. Seine Auffassungen gelten heute als überholt; da sie aber große Beachtung fanden, sollen sie an dieser Stelle nicht vorenthalten werden. Studers Systematik geht hauptsächlich von folgenden prähistorischen Hunderassen aus: 1)

*Canis familiaris palustris*, der sogenannte "Pfahlbauspitz", wurde von Rütimeyer (1862) in Schweizer Pfahlbauten gefunden und beschrieben. Studer hielt ihn für den Stammvater aller Spitze, Pinscher und Terrier.

*Canis familiaris inostranzewi*, galt als Ahne aller Schlittenhunde, Bernhardiner, Doggen, Bulldoggen und Möpfe.

*Canis familiaris leineri*, wurde als Vorfahr aller Jagdhunde der Deerhoundgruppe angesehen.

*Canis familiaris intermedius*, betrachtete man als Stammvater der hängeohrigen Jagdhunde, wie Bracken, Vorsteinhunde, Setter, Spaniels und Dachshunde.

*Canis familiaris matrisoptimae*, von Jeitteles (1872) nach dessen von ihm sehr verehrten Mutter benannt, galt als Vorfahr der Schäferhunde, Collies und Pudel.

Obwohl bereits gegen Ende des letzten Jahrhunderts sich die Erkenntnis durchsetzte, daß allein aufgrund des Knochenbaus eine Rasseneinteilung nicht vorgenommen werden kann, wurde bis in die heutige Zeit bei der Erörterung entwicklungsgeschichtlicher Fragen häufig auf die Systematik von Studer zurückgegriffen. 2)

Die zoologische Haustierforschung hat bewiesen, daß die Schädel von Haushunden große Gestaltunterschiede aufweisen, ohne daß es dabei von vornherein möglich wäre, ähnliche Schädel mit Sicherheit einer bestimmten Rasse zuzuordnen. Zu den Rassemerkmalen gehören neben dem gesamten Knochenbau auch Ähnlichkeiten in den Weichteilen und in der Fellstruktur. Diese Merkmale aber lassen sich an älteren Hundefunden mit Sicherheit nicht erkennen.

Von den prähistorischen Hunden läßt sich heute nur so viel sagen, daß es Hunde verschiedener Größe gab und daß sich vereinzelt Schläge nachweisen lassen. Nach Herre ist jedoch dieser "Mischhundbestand" als rasselos anzusehen. 3)

Gesichert ist, daß die heutigen Hunderassen nicht so weit zurückreichen, wie Studer und viele nach ihm noch annahmen.

---

1) Siehe z. B. HERRE (1974, S. 831) und SENGLAUB (1978, S. 214)

2) Siehe Angaben bei HERRE (1974, S. 832)

3) HERRE, 1974, S. 833f. Auch innerhalb einer Rasse kann sich die Schädelgestalt infolge Selektion auf Schlankheit oder Gedrungtheit stark ändern (pers. Mitteilung von Prof. Herre).

Rassezüchtung wird als eine kulturelle Leistung angesehen, der ein Streben mit klaren Zuchtzielen zugrundeliegt. Ein Beweis für Rassezüchtung kann erst dann gewonnen werden, wenn sich im Fundgut Häufungen von Merkmalen nachweisen lassen, die auf eine Bevorzugung bestimmter Erscheinungsformen, also auf eine bewußte Zucht hindeuten.<sup>1)</sup> Die Frage, was eigentlich unter Rasse zu verstehen ist, wurde nicht immer eindeutig beantwortet. Viele Forscher umgingen diese Problematik und sprachen von "Varianten", "Schlägen", "Arten", "Spezies" oder "Zucht". Rassen sind nach Herre "von Menschen in sexueller Isolation gehaltene, verbreitete Untereinheiten der Haustiere einer Art, welche sich in mehreren Merkmalen und Erbinheiten voneinander stärker unterscheiden".<sup>2)</sup>

## VI. Die Haushunde der südamerikanischen Indianer

### 1. Rassezucht im vorkolumbischen Peru?

Tschudi befaßte sich als erster in seiner "Fauna Peruana" mit der Frage der Rassebildung bei vorkolumbischen Indianerhunden. Er glaubte, folgende zwei "Spezies" erkennen zu können:<sup>3)</sup>

*Canis Caraibicus*, ein unbehaarter und stimmloser Hund mit großen Ohren und schiefer- oder rötlichgrauer Hautfarbe.

*Canis Ingae*, ein Hund mit untersetztem Körper, kleinem Kopf, kurzen Extremitäten und langem dichten Fell.

Nehring kam aufgrund seiner wesentlich genaueren Untersuchungen der Skelette von "Inca-Hunden" aus den Gräbern von Ancon (Peru) zu folgender Ansicht: Die Hunde gehören zwar zu einem einheitlichen Typ, den er *Canis Ingae* nennt, sie zeigen seiner Ansicht nach aber deutliche Anzeichen für Rassebildung. Nehring unterschied drei Rassen von "Inca-Hunden":<sup>4)</sup>

*Canis Ingae pecuarius*, dem Schäferhund ähnlich;

*Canis Ingae vertagus*, dem Dachshund ähnlich;

*Canis Ingae molossoides*, Bulldogge und Mops ähnlich.

---

1) HERRE, 1974, S. 834

2) HERRE, 1973, S. 20

3) TSCHUDI, 1844-46, S. 249

4) NEHRING, 1884, S. 104f

Nehring betont in seiner Arbeit zugleich, daß es sich bei dem "Inca-Dachshund" und dem "Inca-Bulldog" um Rassen handelt, die sich aus dem "Inca-Schäferhund" entwickelt haben müßten.<sup>1)</sup> Später beschrieb Noack noch eine vierte Form von "Inca-Hunden". Noack, noch voll im Banne Studors stehend, untersuchte einen guterhaltenen mumifizierten Hundeschädel ebenfalls aus dem Gräberfeld von Ancon. Er konnte ihn keiner der drei von Nehring aufgestellten Rassen zuordnen und da er diesen Hund für wesentlich primitiver als die anderen hielt, versuchte er ihn mit der prähistorischen altweltlichen Form des *Canis palustris*, dem "Pfahlbauspitz" zu verbinden.<sup>2)</sup>

In den von Nehring beschriebenen "Inca-Hunden" sah Hiltzheimer, im Gegensatz zu Noack, den Beweis für eine durchaus unabhängige Entstehung von Hunderassen.<sup>3)</sup> Hiltzheimer bemängelte die Einteilung von Nehring insofern, als dieser weder geographische noch zeitliche Gesichtspunkte berücksichtigte. Hiltzheimer selbst unterschied zwei Rassen:<sup>4)</sup>

*Canis Ingae*, einen gedrungenen Hund mit gelbem Fell von schwarzen Platten durchsetzt und

*Canis Ingae molossoides*, einen bulldoggenartigen Hund, die sogenannte Chinchabulldogge.

Vor allem letzterer schenkte er seine Aufmerksamkeit.

Allen gab in seiner Arbeit die Zahl der amerikanischen Hunderassen, er spricht von "breeds", mit siebzehn an, wobei er allein neun für Südamerika annimmt.<sup>5)</sup> Diese "Rassen" sind jedoch eher im Sinne von lokalen Variationen oder Schlägen als als bewußte Züchtungen zu verstehen.

Antonius glaubt, von einer weiteren autochthonen Hunderasse ausgehen zu können. Er vermutet, daß der "brasilianische Rehhund" von den Indianern Brasiliens durch "Zucht auf Jagdleistung" entstanden sein könnte.<sup>6)</sup> Dem ist entgegenzuhalten, daß sogenannte "südamerikanische Hunderassen", die gelegentlich auch in europäischen Hundeausstellungen zu sehen sind, wie etwa der Fila

1) NEHRING, 1884, S. 110

2) NOACK, 1916, S. 62ff

3) HILZHEIMER, 1912, S. 60

4) HILZHEIMER, 1937, S. 1ff ; UECK, 1961, S. 167f

5) ALLEN, 1920, S. 431ff

6) ANTONIUS, 1922, S. 131

Brasileiro, zweifellos auf Hunde zurückgehen, die einst von den Einwanderern nach Südamerika gebracht wurden.<sup>1)</sup>

Leider waren Veröffentlichungen kompetenter südamerikanischer Osteologen zum Problem der Rassebildung nicht zugänglich und konnten deshalb nicht in die Darstellung mit einbezogen werden. Wie schnell auf der Grundlage einer unzureichenden Materialbasis oft Ergebnisse postuliert werden, macht folgendes Beispiel deutlich: In Tastil, einer Ruinenstadt im Nordwesten von Salta (Argentinien), die unmittelbar vor der Inkaexpansion noch bewohnt war, wurden mehrere relativ gut erhaltene Schädelfragmente von Hunden gefunden. Von den vier untersuchten Schädeln waren drei in Küchenabfallhaufen entdeckt worden,<sup>2)</sup> der vierte stammte aus einer unmittelbar im Wohnbereich liegenden Grabstätte.<sup>3)</sup> Drei der Schädel weisen Anomalien am Vordergebiss auf.<sup>4)</sup> Zetti, der das Schädelmaterial wissenschaftlich bearbeitete, ist der Ansicht, daß die offenkundige Häufung der Anomalie auf bewußte Selektion der Hundepopulation durch den Menschen und damit auf Rassebildung hinweist.<sup>5)</sup> Möglicherweise wird hier eine Defektmutation voreilig als Rassecharakteristikum interpretiert.

Wie bereits angedeutet, erlauben es die heutigen Zoologen nicht, daß nur aufgrund von Skelettmaterial auf eine mögliche Rassezucht geschlossen werden darf.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Hundepopulationen des amerikanischen Doppelkontinentes, welche von den verschiedenen Forschern als Rassemerkmale gedeutet werden, sind nach Ueck lediglich als typische Domestikationsmerkmale zu deuten,<sup>6)</sup> denn die zoologische Haustierforschung hat gezeigt, daß Wildtiere nach ihrer Überführung in den Haustierstand eine bedeutende innerartliche Variabilität zeigen.<sup>7)</sup>

Rassezucht kann von zoologischer Seite aus dem bisher bekannten Knochenmaterial für Südamerika nicht nachgewiesen werden.<sup>8)</sup> Wie mir Herr Prof. Dr. Herre persönlich mitteilte, kann die Zoologie

---

1) SCHNEIDER-LEYER, 1959, S. 225ff

2) Siehe hierzu Kap. E, 3, b

3) ZETTI, 1973, S. 577 ; CIGLIANO, 1973, S. 641

4) Vor den voll ausgebildeten Schneidezähnen zeigen sich im Kiefer winzige Alveolen mit Wurzelresten diminuter überzähliger Schneidezähne (ZETTI, ebenda).

5) ZETTI, 1973, S. 569ff

6) UECK, 1961, S. 167ff

7) HERRE, 1973, S. 46

8) UECK, 1961, S. 168.

bisher keinen Beweis für Rassezucht im vorkolumbischen Südamerika erbringen. Er hält es jedoch für möglich, daß geistesgeschichtliche Untersuchungen vielleicht zu entsprechenden Aussagen führen könnten.<sup>1)</sup>

## 2. Beschreibung der Indianerhunde

### a) Die sogenannten "stummen Hunde"

Als Kolumbus wenige Tage nach seiner Entdeckung auf einer Insel landete, die er Fernandina (Long Island) nannte, sah er bei den Eingeborenen "algunos perros como mastines y bracos, que no ladraban".<sup>2)</sup> Als Kolumbus auf Kuba landete, bekam er ebenfalls Hunde zu Gesicht, die "niemals bellten".<sup>3)</sup>

Mit diesen wohl frühesten Beschreibungen von Indianerhunden aus der Zeit unmittelbar nach der Entdeckung, drängen sich bereits verschiedene Probleme auf.

Gelegentlich wurde in Abrede gestellt, daß die von Kolumbus und seinen Gefährten beschriebenen Tiere tatsächlich Hunde gewesen seien. In Anlehnung an Gilmore<sup>4)</sup> äußerte Termer die Vermutung, es könne sich bei diesen auch von vielen der frühen Chronisten erwähnten "stummen Hunden" um gezähmte Wildhunde, etwa den Waldfuchs oder den Waldhund gehandelt haben. Diese Tiere ließen sich bekanntlich leicht zähmen und könnten wohl einst von den Indianern im zirkumkaribischen Raum in ihren Hütten gehalten worden sein.<sup>5)</sup>

Die Spanier, die in Amerika landeten, waren damals Ende des 15. Jahrhunderts noch sehr von mittelalterlichen Vorstellungen an Zauberwesen und Phantasiegeschöpfe befangen. So wird bei ihnen auch kein allzu großer Zweifel aufgekommen sein, als die Eingeborenen auf Kuba die Kariben als Menschenfresser mit Hundeschnauzen beschrieben.<sup>6)</sup> Die sich von der Heimat losgesagten Seefahrer und Abenteurer glaubten tatsächlich, auf ihren weiten Reisen den vielfältigsten Wunderwesen ihrer damaligen obskuren Vorstellungswelt zu begegnen. Zoologische Phantastereien beschäftigten auch

1) Siehe auch HERRE. (1961, S. 292f)

2) COLON FERNANDO, 1944, S. 77

3) COLON CRISTOBAL, 1965, S. 49f

4) GILMORE, 1963, Vol. VI, S. 425f

5) TERMER, 1957, S. 3 und 15

6) Siehe hierzu z. B. HOWEY (1972, S. 44)

noch lange nach den Entdeckungsreisen die Kartographen, Chronisten und Literaten.<sup>1)</sup>

Dennoch ist anzunehmen, daß die Spanier sehr wohl zwischen Haushunden und gezähmten Wildhunden hätten unterscheiden können. Die späteren Chronisten vertraten alle die Meinung, daß es sich hier tatsächlich um Hunde handelte. So geht der Chronist Oviedo ausführlich auf die Hunde der Indianer im nördlichen Südamerika ein. Er kannte diese Tiere aus eigener Anschauung und beschreibt sie als kleine Hündchen, mit den verschiedensten Fellfarben, manche langhaarig, andere glatthaarig und stumm. Oviedo betont besonders, daß diese Hunde niemals bellen, winseln oder heulen und selbst dann kein Geräusch von sich geben, wenn man sie schlägt. Er beschreibt sie als vom Aussehen her kleinen Wölfen ähnlich, bestätigt aber, daß es sich bei ihnen um echte Hunde handeln würde.<sup>2)</sup> Tatsächlich kann aufgrund seiner Beschreibung kein Zweifel bestehen, daß es sich bei diesen Tieren tatsächlich um Hunde handelt. Die Herausbildung unterschiedlicher Fellschattierungen oder Fellfarben ist ein markantes Domestikationsmerkmal. Verschiedene Fellfarben sind ein Zeichen der innerartlichen Variabilität bei Haushunden. Es besteht daher kein Grund, die sogenannten "stummen Hunde" nicht als echte Haushunde anzusehen.

Auf Hispaniola und den benachbarten Karibikinseln stellten die Indianer nach Oviedos Worten mit ihren "stummen Hunden" einem kleinen Tier namens hutia, wahrscheinlich handelte es sich hierbei um die kleine Ferkelratte,<sup>3)</sup> nach.<sup>4)</sup> Einen Wildhund hätte man aber sicher nicht zu einem so nützlichen Jagdgefährten abrichten können!

Außer im zirkumkaribischen Raum kamen diese "stummen Hunde" auch am Orinoko vor, wo sie 1535 von Alonzo de Herrera noch gesehen wurden. Nach Herrera nannten die Indianer diese Hunde "maios" und "auries". Das Wort "auri" fand Humboldt als Bezeichnung für Hunde bei den Maypure, jedoch hatte er den Eindruck, daß alle Hunde, die er am Orinoko sah, von europäischer Abstammung waren.<sup>5)</sup>

---

1) DOEPPENSCHMITT, 1958, S. 295ff

2) FERNANDEZ DE OVIEDO, 1950, S. 163

3) Nach SCHWAUSS (1970, S. 304) handelt es sich hierbei um *Capromys pilorides* oder *fournieri*.

4) FERNANDEZ DE OVIEDO, 1959, lib. XII, cap. I bei CASSA, 1974, S. 60

5) HUMBOLDT, 1943, S. 428

Gilmore, der einige der diesbezüglichen Berichte einer genauen Untersuchung unterzog, kommt zu dem Schluß, daß die Hunde nicht völlig stumm waren, sie bellten nur nicht. Nichtbellen ist ebenfalls eine Eigenschaft der Eskimohunde, und auch den Basenji-Hunden in Afrika ist diese Form der Lautäußerung fremd.<sup>1)</sup>

Krieg besaß während seines Aufenthaltes im Gran Chaco einen Hund, der nie bellte. Da er diese Eigenschaft nur bei einzelnen Tieren bemerkte, hielt Krieg sie für einen Erbdefekt.<sup>2)</sup> Dieses Merkmal tritt aber gelegentlich auch bei europäischen Zuchthunden auf.<sup>3)</sup>

Wie alle Wildhunde bellen Wölfe und Füchse gelegentlich, sie machen jedoch von dieser Lautäußerung viel seltener als Haushunde Gebrauch.<sup>4)</sup> Von der Vielfalt an Lautäußerungen, die den Wildhunden zu eigen sind, blieben bei den Haushunden im wesentlichen Bellen und Knurren übrig.<sup>5)</sup> Es besteht jedoch die Möglichkeit, daß man das Nichtbellen der vorkolumbischen Hunde als Selektionsvorteil deuten muß, wie es Herre von den Basenji-Hunden in Afrika annimmt.<sup>6)</sup>

Von den Ijca in Nordkolumbien ist eine kurze Erzählung überliefert (Erz.:13),<sup>7)</sup> die auch bei den Guajiro bekannt ist.<sup>8)</sup>

Nach dieser Erzählung besaß der Hund einst keine Zunge. Er ging dann zum Kaiman und lieh sich von diesem dessen Zunge aus, der Hund gab sie ihm aber nie wieder zurück.

Möglicherweise drückt sich in dieser Erzählung tatsächlich die indianische Vorstellung aus, daß Hunde einst "keine Zunge hatten" und daher stumm waren.

Die Spanier brachten Hunde aus Europa mit, die alle bellen konnten, wodurch diese Fähigkeit bald bei allen Hunden in Südamerika verbreitet war.

Banks, der Cook bei seiner ersten Reise (1768-1771) begleitete, berichtet, daß er bei den Feuerländern Hunde sah, die bellten.

1) GILMORE, 1963, Vol. VI, S. 425f ; GALLARDO, 1964-65, S. 50f

2) KRIEG, 1948, S. 145

3) KRIEG, ebenda ; HERRE, 1979, S. 162

4) BRUNNER, 1979, S. 49

5) HERRE, 1979, S. 162

6) "Da die Basenjis in einem etwas lockeren Verband mit Menschen leben und oft durch Dschungel streifen, liegt es nahe, in diesem Verhalten (nicht zu bellen und wenig zu heulen, der Verf.) einen Selektionsvorteil zu postulieren" (HERRE, ebenda).

7) BOLINDER, 1925, S. 48

8) PERRIN, 1970, S. 9f bei ARMELLADA, 1975, S. 181

Banks war der Auffassung, die Indianer hätten alle diese Hunde von den Europäern erhalten, da er, wie viele, annahm, daß echte Indianerhunde niemals bellten.<sup>1)</sup>

Die frühen Chronisten hatten das Vorkommen stummer Hunde bei den Indianern - des nördlichen Südamerika wohlgermerkt - als besondere Merkwürdigkeit berichtet. Schnell wurden diese Meldungen verallgemeinert und auf alle Indianerhunde bezogen.

Es muß dahingestellt bleiben, inwieweit eine solche Verallgemeinerung gerechtfertigt ist.

#### b) Der "Nackthund"

Anschließend soll kurz auf das Problem des amerikanischen Nackthundes eingegangen werden. Diese dunkelgrauen, fast schwarzen haarlosen Hunde waren in Mexiko und in den Andenländern Südamerikas auch während der Kolonialzeit noch weit verbreitet. Heute sind diese Hunde, offenbar durch die Vermischung mit europäischen Hunden, im Verschwinden. Jüngst erst hat Weiss eine gründliche Untersuchung über den peruanischen Nackthund vorgelegt.<sup>2)</sup> Nackthunde, das sei vorweg bemerkt, können in Südamerika nicht als eigenständige Rasse betrachtet werden. Erst in neuester Zeit hat man aus dem mexikanischen haarlosen Hund eine eigene Rasse gezüchtet, die nach den modernen Rassestandards bewertet werden.<sup>3)</sup>

Im Hundebestand der südamerikanischen Indianer erschienen die Nackthunde nur sporadisch. Paucke konnte zu seiner Zeit in Paraguay noch viele Nackthunde beobachten:<sup>4)</sup>

"Man findet sehr viel Hund, welche von Natur keine Haar, sondern nur schwarze, glatte Haut haben. Sie sind niedrig, aber lang, dienen nur die Eidachsel, und andere Feldthierlein, die sich unter der Erde aufhalten, aufzusuchen. Die Spanier nennen sie Perros Chinos. Weiters findet man schwarze, oder braune englische Doken, Budel, und auch grosse Hund, ... "

Als Krieg im Chaco weilte, war der Hundebestand bereits stärker vermischt; aber auch er konnte noch viele Nackthunde antreffen.

---

1) BANKS, 1896, S. 61

2) WEISS, 1976, S. 33ff

3) WRIGHT, 1960, S. 63ff ; CABRERA, 1962, S. 1ff

4) PAUCKE, 1966, S. 533

Die Haarlosigkeit wurde von Krieg als sich rezessiv vererbende Defektmutation verstanden.<sup>1)</sup> Weiss, in der Pathologie wie in der Archäologie gleichermaßen zu Hause, deutet die einzeln bei südamerikanischen Hunden auftretende Haarlosigkeit ähnlich. Er hält die Haarlosigkeit für ein Syndrom von ektodermer Hypoplasie, die dominant vererbbar ist und wahrscheinlich auf Mutation beruht.<sup>2)</sup>

### c) Typische Indianerhunde

Die Vermischung der Hundebestände in nachkolumbischer Zeit hat die ursprüngliche Situation vollkommen verändert. Und dennoch stellen die Hunde der einzelnen Indianerstämme durchaus nicht ein buntes Rassegemisch dar, sondern es sind häufig einheitliche Hundetypen erkennbar.

Bei den Shuar dominiert, wie ich beobachten konnte, trotz häufiger Einkreuzung von Hunden, die von außerhalb ihres Stammesgebietes kommen, ein mittelgroßer Hundetyp, von schwarzer Fellfarbe mit oder ohne weiße Platten und ein Hundetyp gleicher Statur mit hellbraunem Fell. Alle Hunde sind meist sehr kurzhaarig. Mir versicherten die Shuar mehrfach, daß sie bei ihren Jagdhunden eine bewußte Zuchtwahl treffen würden. Sie halten die Tiere während der Hitze in strenger Isolation und lassen nur die Paarung guter Jagdhunde untereinander zu. Ihre Züchtungsbemühungen sind vor allem auf die Herausbildung guter Jagdungeigenschaften gerichtet; auf ein bestimmtes äußerliches Erscheinungsbild wird allem Anschein nach dabei weniger Wert gelegt.

Es kann angenommen werden, daß auch bei anderen Tieflandindianern von einer Rassezucht nicht die Rede sein kann.

So gilt es auch als unwahrscheinlich, daß die Waiwai, die zur Jaguarjagd Hunde mit langen Schwänzen bevorzugen,<sup>3)</sup> diese Vorliebe auch züchterisch forcierten.

Der Zoologe Krieg schließt für die Indianer des Gran Chaco eine bewußte Zuchtwahl völlig aus.<sup>4)</sup> Andererseits wird von einer nicht kleinen Anzahl von Indianer-Stämmen berichtet, daß sie auf Hundezucht spezialisiert sind und daß sie ihre vorzüglich abgerichteten Jagdhunde an die Nachbarstämme verhandeln.<sup>5)</sup>

---

1) KRIEG, 1934, Text zur Bildtafel LVI ; 1939, S. 158

2) WEISS, 1976, S. 33

3) GUPPY, 1958, S. 133 ; Siehe Kap. C, II, 2

4) KRIEG, 1939, S. 154

5) Siehe Kap. B, V

Betrachtet man die Beschreibung der Hunde verschiedener Stämme, muß man mit Überraschung feststellen, wie einheitlich doch die vorgefundenen Hundepopulationen beschrieben werden.

So sah Zerries bei den Waika (Yanoama) vorwiegend kurzhaarige, weiße oder gefleckte Hunde, die dem Foxterrier ähnlich schienen.<sup>1)</sup> Becher fand bei den Surara und Pakidal, ebenfalls Yanoama, zwei Arten von Hunden vor: Der eine Hundetyp ähnelte sehr demjenigen, den Zerries bei den Waika angetroffen hatte, der andere glich eher einem deutschen Schäferhund.<sup>2)</sup> Während man mehr geneigt ist, einen kleineren Hundetyp für ursprünglich zu halten, meint Becher, daß auch der dem Schäferhund ähnliche Hundetyp autochthonen Charakters sein könnte.<sup>3)</sup> Denn einen dem Schäferhund ähnlichen Hundetyp erwähnt bereits Friederici von den Indianern Nordamerikas<sup>4)</sup>, und auch Humboldt war davon überzeugt, daß in vorspanischer Zeit in "Peru, Neugranada und Guayana" ein dem Schäferhund ähnlicher Hundeschlag bei den Indianern verbreitet war.<sup>5)</sup> Bei den Indianern im Gran Chaco fand Krieg einen recht gemischten Hundebestand vor. Er will dort zwei Typen erkannt haben, die zwar nicht rein auftraten, jedoch schienen einzelne Hundeindividuen der einen oder der anderen Gruppe zuzuordnen zu sein.<sup>6)</sup> Der kleinere Typus war etwa von Terriergröße und fiel besonders durch seine übergroßen Stehohren auf. Da Krieg Hunde dieses Typs am reinsten bei den Indianern im zentralen Chaco vorfand, glaubte er, daß dieser Hundetyp - den Ausdruck "Rasse" vermeidet er bewußt - möglicherweise als Überbleibsel vorkolumbischer Hundepopulationen anzusehen ist. Den anderen Hundetypus traf er überall, nur nicht bei einer damals noch unberührten Lenguagruppe, an. Diesen Hund hält er mit Gewißheit für importiert und führt ihn auf den altspanischen Windhund (galgo) zurück.<sup>7)</sup> Es bleibt aber fraglich, ob die von Krieg beschriebenen angeblichen autochthonen Indianerhunde sich tatsächlich derart unvermischt erhalten haben, daß

---

1) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 258

2) BECHER, 1960, S. 85f

3) Ebenda, S. 86

4) FRIEDERICI, 1899, S. 362

5) HUMBOLDT, 1943, S. 423

6) KRIEG, 1948, S. 143

7) Ebenda, S. 144

man sich vorspanische Indianerhunde ähnlich vorzustellen hat. Nach Gallardo ähneln tatsächlich die Chacohunde den Hundedarstellungen auf vielen vorspanischen Keramikgefäßen. Er verweist dabei besonders auf die relativ großen Ohren, die sowohl die Hunde auf den Gefäßen auszeichnen, als auch heute noch vielen südamerikanischen Indianerhunden zu eigen sind.<sup>1)</sup>

### VII. Indianerstämme ohne Hundehaltung

Die zur Beantwortung dieser Frage relevante Quellenlage ist für viele Stämme so dürftig, daß man sich häufig nur auf eine Meldung berufen kann. Überhaupt erhebt sich die Frage, inwieweit Hinweise auf ein Fehlen von Hunden bei bestimmten Stämmen Beweiskraft haben.

Wenn ein Autor ausdrücklich bemerkt, daß er bei Indianern keine Hunde sah, so deutet dieser einzelne Beleg nicht unbedingt auf ein allgemeines Fehlen der Hundehaltung hin.

Daher sind einzelne Meldungen über das Fehlen von Hunden immer sorgfältig zu prüfen. Nur dort, wo die Hundehaltung von verschiedenen Forschern zu unterschiedlichen Zeitpunkten nicht festgestellt werden konnte, darf ein tatsächliches Fehlen von Hunden vermutet werden. Erst in neuerer Zeit ist es üblich, daß Feldforscher längere Zeit bei einem Stamm verweilen und damit exaktere Angaben über die Hundehaltung liefern können.

Viele Faktoren können die zeitweilige Aufgabe der Hundehaltung bedingen. An Krankheiten können innerhalb kürzester Zeit ganze Hundepopulationen zugrunde gehen.

Für Indianergruppen, die von anderen Indianern oder den Weißen aus ihren angestammten Gebieten vertrieben wurden, sind Hunde hinderlich. Es ist anzunehmen, daß mit der Aufgabe der Sesshaftigkeit auch die Hundehaltung verlorenging.<sup>2)</sup>

1) GALLARDO, 1964-65, S. 60; siehe ferner Anhang, Fig. 1

2) Hunde sind zwar bei einem kriegerischen, jedoch sesshaften Volk wie z. B. den Jivaro von großem Nutzen. Rechtzeitig werden die Hausbewohner durch die Hunde vor einem Herannahen Fremder gewarnt. Eine nichtsesshafte Gruppe kann Hunde nicht zum gleichen Zweck einsetzen; sie würde, wenn sie Hunde mitführte, Gefahr laufen, von Feinden eher entdeckt zu werden.

Ein Fehlen von Hundehaltung wurde für viele Stämme und Völkergruppen berichtet, die in ihrer Mehrzahl vorwiegend in den östlichen Teilen Brasiliens beheimatet sind.

Im Areal Tapajoz-Madeira hielten die meisten Stämme Hunde.<sup>1)</sup> Die Parintintin besaßen jedoch keine Hunde und zeigten gegenüber mitgebrachten Hunden anfänglich große Angst.<sup>2)</sup>

Am oberen Xingu sah von den Steinen zwar Hunde bei den Manitsaua,<sup>3)</sup> bei den übrigen Stämmen fehlten diese jedoch. Keine Hunde besaßen während seines Besuchs die Auetö, Kamayura und Bakairi.<sup>4)</sup> Auf einen mitgeführten Hund warfen die Suya "Blicke des höchsten Mißtrauens".<sup>5)</sup> Auch später sah man nur wenige Hunde bei diesem Stamm.<sup>6)</sup>

Auch im Areal Xingu-Tocantins scheinen viele Stämme Hunde erst von den Europäern erhalten zu haben. Von einem ursprünglichen Fehlen von Hunden bei den Ost-Timbira geht Nimuendaju aus.<sup>7)</sup> Er nimmt auch an, daß die Apinaye einst keine Hunde besaßen.<sup>8)</sup> Gleiches ist auch von den Karaja zu sagen.<sup>9)</sup> Sehr wenige Hunde sah Maybury-Lewis bei den Shavante.<sup>10)</sup>

Viele der tupisprachigen Völker an der ostbrasilianischen Küste sollen in voreuropäischer Zeit keine Hunde besessen haben. Von den Asurini im Areal Pindare-Gurupi bestätigt das Lukesch.<sup>11)</sup>

Bereits Martius hatte das Fehlen von Hunden bei den Stämmen einfachster Kulturverfassung in Ostbrasilien konstatiert.<sup>12)</sup> In Ostbrasilien sind die einzelnen Völker jedoch kulturell nicht einheitlich; das Fehlen von Hunden kann bei ihnen daher nicht nur vom jeweiligen kulturellen Standort bestimmt sein. Auch Zerries weist daraufhin, daß bei den sogenannten marginalen Stämmen oder Randvölkern, bei denen Jagd, Fischfang und Sammeltätigkeit dominieren, Feldbau aber weitgehend unbekannt ist, auch

- 
- 1) EHRENREICH, 1905, S. 47
  - 2) NIMUENDAJU, 1924, S. 251
  - 3) VON DEN STEINEN, 1886, S. 211
  - 4) Ebenda, S. 161, 211 und 324ff
  - 5) Ebenda, S. 202
  - 6) SCHULTZ, 1961-62a, S. 331
  - 7) NIMUENDAJU, 1946a, S. 75
  - 8) NIMUENDAJU, 1939, S. 94
  - 9) KRAUSE, 1911, S. 245
  - 10) MAYBURY-LEWIS, 1967, S. 37 Fn
  - 11) LUKESCH, 1973, S. 81o
  - 12) MARTIUS, 1867, Bd. I, S. 23

der Hund häufig fehlt.<sup>1)</sup> So fehlte die Hundehaltung wahrscheinlich ursprünglich bei den Kaingang,<sup>2)</sup> Puri und Coroado,<sup>3)</sup> Nambicuara,<sup>4)</sup> und vielen anderen mehr. Als typische Randvölker werden auch die tupisierten Guayaki (Ache) und Siriono bezeichnet. Große Furcht zeigten die Guayaki den ersten Hunden gegenüber, die sie zu Gesicht bekamen.<sup>5)</sup> Nicht viel anders verhielt es sich mit den Siriono, die bis in jüngste Zeit keine Hunde besaßen.<sup>6)</sup>

Aber auch in einigen anderen Teilen Südamerikas scheinen sie in voreuropäischer Zeit nicht verbreitet gewesen zu sein. Von den Alakaluf nimmt z. B. Gusinde an, daß sie den Hund erst vor wenigen Jahrhunderten übernommen haben.<sup>7)</sup> Andernorts, etwa im Norden des Subkontinents besaßen die Motilonen, die karibischen Chaké zu Zeiten Bolinders, Anfang dieses Jahrhunderts keine Hunde.<sup>8)</sup> Auch einzelne Gruppen der Yanoama, z. B. die Guaharibos, sollen die Hunde erst in jüngster Zeit übernommen haben.<sup>9)</sup>

Es deutet alles daraufhin, daß im Tiefland bei jenen eher als altertümlich zu bezeichnenden Indianerstämmen mit vorwiegend wildbeuterischem Kulturgepräge im allgemeinen keine Hundehaltung vorliegt. Zwei Faktoren können möglicherweise als Ursache für diese Entwicklung in Betracht gezogen werden: Erstens die vorwiegend nichtseßhafte Lebensweise, die den Hunden im tropischen Wald kaum Überlebenschancen bieten konnte, und zweitens eine ausgeprägte, im wesentlichen jägerisch orientierte Kultur, die weder das Bedürfnis noch die Bereitschaft zur Aufnahme von Neuerungen aufwies.

---

1) ZERRIES, 1964, S. 35

2) METRAUX, 1963, Vol. I, S. 451

3) METRAUX, 1963, Vol. I, S. 525

4) OBERG, 1953, S. 89

5) VOGT, 1902, S. 37 ; VELLARD, 1939, S. 128 und 135

6) CARDUS, 1886, S. 281 ; HOLMBERG, 1950, S. 29 ; Siehe auch MEGGERS, 1971, S. 79

7) GUSINDE, 1974, S. 162

8) BOLINDER, 1925, S. 225 ; JAHN, 1927, S. 87

9) HAMILTON RICE, 1921, S. 322 und 341f bei ZERRIES, 1964, S. 53

### VIII. Etymologische Betrachtung von Hundebezeichnungen

Eine Reihe von Forschern wies darauf hin, daß viele Tieflandstämme für "Hund" und "Jaguar" identische oder ähnliche Bezeichnungen verwenden.<sup>1)</sup>

Die Ähnlichkeit hinsichtlich der Bezeichnungen für "Hund" und "Jaguar" fällt besonders bei den Tupi- und Ge-Sprachen auf. Nordenskiöld meinte hierzu:<sup>2)</sup>

"Daß in so vielen Indianersprachen in Amazonas (sic!) der Hund mit dem Jaguar verglichen wird, muß damit zusammenhängen, daß man mit der Bezeichnung europäische Hunde meint. Für die kleinen stummen amerikanischen Hunde wäre ein Vergleich mit dem König des Urwaldes allzu schmeichelhaft."

Es sind viele Autoren, die diese Ansicht Nordenskiölds teilen und der Ansicht sind, daß Hunde entweder bei den Indianern überhaupt nicht verbreitet oder falls vorhanden von recht unscheinbarer Natur waren. Die großen, von den Europäern mitgeführten Hunde hätten die Indianer demnach kurzweg nach dem Jaguar benannt.

Ähnliche Bezeichnungen für "Hund" und "Jaguar" wurden in der ethnographischen Literatur häufig als Indizien dafür gewertet, daß bei dem betreffenden Stamm Hunde ursprünglich nicht vorhanden waren.

So fiel Banner auf, daß die Tupi und Ge entweder keinen Unterschied in der Bezeichnung für "Hund" und "Jaguar" machten oder für den Hund die Verkleinerungsform von "Jaguar" verwendeten. Banner hielt diesen Sachverhalt für einen Beweis dafür, daß diese Indianer ihre Hunde von den Neobrasilianern übernommen haben müßten.<sup>3)</sup>

Die Kayapó bezeichnen mit dem Wort "rob" sowohl den Hund als auch den Jaguar; "Gestalt und Jagdeignung", so vermutet Lukesch, könnten zu dieser Annahme geführt haben.<sup>4)</sup>

---

1) Die hier dargelegten Betrachtungen sind Teil einer größer angelegten Untersuchung, die separat erscheinen wird.

2) NORDENSKIÖLD, 1925, S. 114; 1930, S. 93f

3) BANNER, 1957, S. 63

4) LUKESCH, 1968, S. 79

Von den panosprachigen Amahuaca berichtet Carneiro die Verwendung der Bezeichnung "indo" für "Jaguar" und "Hund". Er glaubt daraus schließen zu können, daß die Amahuaca den Hund wohl erst in nachkolumbischer Zeit erhielten.<sup>1)</sup>

Es mag in der Tat zutreffen - auch andere Kriterien sprechen dafür<sup>2)</sup> - daß viele Stämme im Tiefland und besonders in Ostbrasilien wohl erst durch die Europäer zu Hunden kamen und der Hund sich also relativ spät im Tiefland weiter verbreitete. Jedoch bleibt es fraglich, ob man aus identischen oder, wie es häufiger der Fall ist, ähnlichen Bezeichnungen für "Hund" und "Jaguar" derartige Schlußfolgerungen ziehen darf.

Bemerkenswert ist zunächst die Tatsache, daß die Bezeichnung "Jaguar", die schließlich zum allgemein gültigen Namen für das Tier *Panthera onca* wurde, von dem Tupi-Wort "jaguára"<sup>3)</sup> abgeleitet ist und auch bei vielen nichttupisprachigen Indianern gebräuchlich ist.

Bereits Beuchat und Rivet wiesen auf die Tatsache hin, daß sowohl im Tupi als auch in der als isoliert geltenden Jivaro-Sprache die Bezeichnungen "yagwa", "yawa" und "yagwara" gleichermaßen verwendet werden, um die großen Karnivoren zu beschreiben.<sup>4)</sup> Weitere Übereinstimmungen zwischen diesen beiden Sprachen gibt es dagegen angeblich nicht. Harner ist der Ansicht, daß die Jivaro das Wort "niawá" sowohl zur Bezeichnung des Hundes als auch des Jaguars gebrauchen.<sup>5)</sup>

Meinen eigenen Beobachtungen zufolge verwenden die Shuar jedoch keinesfalls eine identische Bezeichnung für den Hund und den Jaguar. Das Wort "yawá" verwenden sie generell nur, um den Hund zu benennen, während sie den Jaguar mit "uúnt yawá"<sup>6)</sup> bezeichnen.

---

1) CARNEIRO, 1970, S. 341

2) Siehe Kap. A, VII und Schlußzusammenfassung

3) Siehe MARTIUS, 1867, Bd. II, S. 456f

4) BEUCHAT UND RIVET, 1909, S. 1053 und 1111

5) HARNER, 1972, S. 63

6) "uúnt" heißt bei den Shuar "der Größere", "der Oberste" (grande, mayor, el jefe). Siehe hierzu BOLLA (1972, S. 117).

Es scheint tatsächlich hier eine bestimmte Klassifikation vorzuliegen, zu der sowohl die verschiedenen Feliden als auch die Haushunde gerechnet werden.

Bereits Martius wies darauf hin, daß im Quechua das Wort "yahuar" (oder nach moderner Schreibweise "yawar") der Tupi-Bezeichnung für "Jaguar" nicht unähnlich, "Blut" bedeutet.<sup>1)</sup> Ob diese Begriffe tatsächlich miteinander in Zusammenhang stehen, muß vorerst dahingestellt bleiben.

Nach dem von Martius aufgestellten Verzeichnis von tupisprachlichen Tiernamen, werden offenbar eine größere Zahl von Tieren - Hunde, Wildhunde, Feliden, aber auch Ottern und Flußdelphine - mit einer Bezeichnung benannt, die jeweils vom Begriff "jagóara" oder "jaguára" ausgeht.<sup>2)</sup>

So weist auch Levi-Strauss darauf hin, daß die ähnlichen Bezeichnungen für verschiedene Tiere auf bestimmte indianische Tierklassifizierungen hindeuten. Seinen Angaben zufolge bilden die Tupi aus der Wurzel "iawa" durch Silbenanhängung die Namen "iawara" (Hund), "iawareté" (Jaguar), "iawacaca" (Fischotter)<sup>3)</sup>, "iawaru" (Wolf), "iawapopé" (Fuchs), womit in ein und dieselbe Kategorie Katzentiere, Wolfstiere (die verschiedenen Wildhundarten) und ein Mardertier eingeordnet werden.<sup>4)</sup>

Nach Vogt bezeichnen die tupisierten Guayaki (Ache) den Jaguar als "mabáe pú" (mabae = Sache; pu = Geräusch), "eine Sache, die Geräusch macht".<sup>5)</sup> Der bekannte Tupi-Wortstamm findet sich auch in dem Guayaki-Ausdruck "yabua" (ya = Stimme; bu = Geräusch). Mit diesem Wort werden alle Tiere bezeichnet, die eine laute Stimme besitzen. In diese Tierkategorie gehören neben dem Jaguar

1) MARTIUS, 1367, Bd. II, S. 456

2) Ebenda, S. 456f

3) In Südamerika wird die Otter häufig auch als "perro de agua" bezeichnet.

4) LEVI-STRAUSS, 1976, Bd. II, S. 94

In einer Erzählung des Hundemythos erscheint das Wort "guara" als Bezeichnung für die hundegestaltigen Kinder einer Chamacoco-Frau. Siehe hierzu Kap. G, II, 1.

5) VOGT, 1902, S. 40

und dem Wildschwein auch der Hund.<sup>1)</sup>

Die ebenfalls tupisierten Siriono besaßen zur Zeit der Feldforschung von Holmberg keine Hunde und zeigten große Furcht vor den Exemplaren, die sie zu Gesicht bekamen. Die Siriono bezeichneten den Hund mit dem Wort "yákwa", das sie auch für den Jaguar verwenden. Der Grund für die identische Bezeichnung soll angeblich in dem ähnlichen Fußabdruck dieser beiden Tiere liegen.<sup>2)</sup>

Eine umfangreiche Liste von Hundebezeichnungen verschiedener südamerikanischer Indianerstämme wird im Rahmen der sich in Vorbereitung befindlichen eingangs erwähnten linguistischen Untersuchung veröffentlicht werden.

In Ergänzung zu den hier angestellten Betrachtungen gebe ich im Anhang eine kurze Auswahl von bei einzelnen südamerikanischen Ethnien gebräuchliche Bezeichnungen für Caniden und Feliden.<sup>3)</sup>

---

1) CADOGAN, 1955, S. 150

2) HOLMBERG, 1950, S. 29

Zur Ähnlichkeit zwischen den Bezeichnungen für "Hund" und "Jaguar" und zur damit verbundenen Problematik siehe Kap. K, I.

3) Siehe Seite 511

## B. Hundehaltung bei südamerikanischen Indianern

### I. Behandlung der Hunde durch die Indianer

Besprochen werden soll in diesem Abschnitt, wie die Indianer Hunde behandeln, d. h. ob man die Behandlung als gut oder als schlecht, fürsorglich oder vernachlässigend oder auf andere Art und Weise charakterisieren kann.

Um voreilige verallgemeinernde Schlüsse zu vermeiden, empfiehlt es sich, zunächst alle Kulturareale jeweils einzeln einer näheren Betrachtung zu unterziehen

#### 1. Allgemeine Hinweise über die Behandlung

Für das Kulturareal Guayana zeichnet sich folgendes ab: Viele der Hunde, die Brown bei den Indianern am Mazaruni-Fluß sah, waren angeblich wilde und zum Teil recht ungepflegte Gestalten. Dadurch, daß sich diese Tiere, um der nächtlichen Kühle zu entgehen, in die warme Asche der noch brennenden Herdfeuer kauerten, war ihr Fell häufig erschreckend struppig und abgesengt. Sie alle sind es gewöhnt, ständig von ihren Besitzern geschlagen zu werden, was sich in ihrer permanenten Furcht vor Stöcken äußert. Die guten Jagdhunde, somit die nützlicheren Tiere, die meist auf Plattformen angebunden sind, werden von den Indianern dagegen gut behandelt.<sup>1)</sup> Auch Im Thurn geht auf die unterschiedliche Behandlung der Hunde bei den Indianern Guyanas ein. Während seiner Meinung nach die vielen häßlichen Hunde, die in allen Hütten zu finden sind, völlig vernachlässigt werden, widmet man sich jedoch den Hunden, die für die Jagd von Nutzen sind, mit größter Sorgfalt.<sup>2)</sup> In ihrer Umgebung dulden die Indianer alle Hunde, auch die, welche für sie keinen größeren Wert darstellen;<sup>3)</sup> jedoch behandeln sie letztere auch weniger aufmerksam. Von de Goeje ist folgender Hinweis über die Behandlung der Tiere durch die Indianer Guyanas übermittelt worden,

---

1) BROWN, 1876, S. 53

2) IM THURN, 1967, S. 232

3) BROWN, 1876, S. 53

der eine ambivalente Haltung den Tieren gegenüber erkennen läßt: 1)

"Das Gefühl für Tiere ist von dem unsrigen verschieden. Ein Tier gross zu ziehen, um es schliesslich zu schlachten, wäre ihnen ein Groul; Haustiere, Hunde besonders, erfahren eine gute Behandlung; andererseits ist es ihnen aber nicht zuwider, einen angeschossenen Vogel zu rupfen, bevor man denselben getötet hat."

Differenzierter äussert sich Roth über die Behandlung der Hunde durch die Taruma, deren Jagdhunde eine von anderen Stämmen vielbegehrte Handelsware darstellen. Nach Roth behandeln die Taruma im allgemeinen ihre Hunde sehr gut. Sobald sich aber die vorwiegend zur Jagd verwendeten Hunde als jagduntauglich erweisen, vernachlässigt man sie dagegen. Obwohl die Indianer auch in einem solchen Fall diese Hunde nicht absichtlich töten würden, verscheucht man sie jedoch in den Wald oder setzt sie weitab an einer Stelle am Fluß aus, an der sich viele Kaimane aufhalten. 2) Auch Farabee erwähnte die gute Behandlung, die die Taruma ihren Hunden zukommen ließen, 3) ohne jedoch auf eine mögliche unterschiedliche Behandlung verschiedener Tiere von Seiten der Indianer einzugehen.

Nach Speiser galten bei den Aparai Hunde als wichtiges Tauschgut. Diese Indianer schienen sich seiner Meinung nach nicht auf "Hundezucht" zu verstehen. Die Hunde werden von ihnen sehr vernachlässigt und gehen nach wenigen Generationen zugrunde, und neue Tiere müssen wieder von den Weißen erworben werden. 4) Um zu verdeutlichen, wie ein Aparai einen Hund behandelt, mag folgende Beschreibung Speisers exemplarisch sein: 5) Einer der Indianer, die Speiser begleiteten, lag in der Hängematte und ergriff

" ... gewandt ein Hündchen, das an seiner Hängematte vorbeigetorkelt ist, liebkoste es, laust es wie ein Affe und dreht ihm dann den Schwanz zur

- 
- 1) DE GOEJE, 1910, S. 23
  - 2) ROTH, 1929, S. 94f
  - 3) FARABEE, 1918, S. 51
  - 4) SPEISER, 1926, S. 167
  - 5) SPEISER, 1926, S. 66

engen Spirale, daß es schmerzlich quieken muß. Gewundene Schwänze sind nämlich an den Hunden schön, und aus dem gleichen Grund drückt er ihm die Nase platt, bis sich das Tierlein krampfhaft seinen schmerzhaften Liebkosungen entwindet. Dann träumt er wieder ein wenig, steht aber plötzlich auf und sucht in einer Kalebasse ein Restchen Beju, das er sorgsam mit Wasser zerreibt. Damit füttert er sein Hündchen, grausam liebevoll... Und ob das Hündchen will oder nicht, es wird mit dem Brei vollgestopft."

Ein anderes Mal beobachtete Speiser zwei spielende Mädchen, die aus "lauter Zärtlichkeit" kleine Hunde "schindeten", so daß diese laut schrien.<sup>1)</sup>

Wahrscheinlich unterschiedlich, je nach ihrer Nützlichkeit, werden die Hunde wiederum bei den Diau behandelt, wie einem Hinweis von Farabee zu entnehmen ist.<sup>2)</sup>

Die Waiwai werden von Guppy als ein Volk geschildert, welches den Hunden mehr zugetan ist, als manches hochzivilisierte Volk.<sup>3)</sup> Nie beobachtete Guppy während seines Aufenthaltes bei den Waiwai, daß einmal ein Hund fest geschlagen wurde, obwohl auch diese Indianer gelegentlich mit erschreckenden Gesten, Beschimpfungen und erhobenen Stöcken einem sich ungebührlich aufführenden Hund entgegentreten.<sup>4)</sup> Nach Fock kommt es bei den Waiwai dagegen auch zuweilen vor, daß sie nächtliches Hundegebell mit einem gezielten Stockwurf zu unterbinden versuchen.<sup>5)</sup> Jedoch auch Yde bestätigt, was Guppy über die "verzärteltsten Köter der Welt"<sup>6)</sup> sagte, und bezeichnet den Hund als "Pet Animal No. 1" der Waiwai.<sup>7)</sup> Sicherlich behandeln auch die Waiwai ihre Hunde je nach Nutzen unterschiedlich. Spätestens nach dem Tod eines Hundes zeigt sich dann, von welchem Wert der Hund für die Menschen war. Während man einen guten Jagdhund verbrennt und anschließend ordnungsgemäß begräbt, entledigt man sich auch bei den Waiwai eines gewöhnlichen Hundes, indem man diesen in den Wald wirft.<sup>8)</sup>

---

1) SPEISER, 1926, S. 196

2) FARABEE, 1924, S. 201

3) GUPPY, 1954, S. 114

4) GUPPY, 1954, S. 114 ; 1958, S. 166

5) FOCK, 1963, S. 214

6) GUPPY, 1954, S. 113

7) YDE, 1965, S. 117

8) FOCK, 1963, S. 116

Auch über die Behandlung der Hunde bei den Yanoama-Gruppen gibt es eine Reihe von Hinweisen: "Abgesehen von dem Problem der Fütterung<sup>1)</sup> ist das Band zwischen Herr und Hund ein sehr enges", schreibt Zerries über die Beziehung der Mahekodotedi zu ihren Hunden.<sup>2)</sup> Das Verhalten nicht nur dieser Indianer den Tieren gegenüber ist durch eine "gewisse Ambivalenz"<sup>3)</sup> gekennzeichnet, die sich in einer Behandlungsweise manifestiert, die mit den Worten "grausam-liebevoll"<sup>4)</sup> treffend geschildert wurde. Während neu eingefangene Wildtiere von jungen Burschen häufig so rücksichtslos behandelt werden, daß sie oft an den Folgen dieser "Behandlungsweise" eingehen, haben es bei den Waika sicherlich diejenigen Tiere besser, um die sich die Frauen kümmern;<sup>5)</sup> die Pflege der Hunde obliegt bei den Waika - wie eigentlich bei allen südamerikanischen Indianerstämmen - den Frauen. Aber auch die Männer lieben ihre Hunde sehr. Wie groß z. B. Liebe und Hochschätzung eines Dorfhäuptlings für seinen Hund war, mag folgendes Ereignis verdeutlichen, das Helena Valero sehr anschaulich schildert:<sup>6)</sup>

"Neben dem Kind war ein sehr schöner, schwarz und weiß gefärbter Hund, den der tuschawa (Dorfhäuptling, der Verf.) sehr liebte. Der Hund riß dem Kind das Fleisch aus den Händen, das darauf zu schreien begann. Der Hund verschlang eilig das Fleisch und erstickte daran: in zwei Minuten war er tot. Während der Junge weinend zu mir kam, hörte ich jemand sagen: 'Napanjuma (der indianische Name H. Valeros, der Verf.), der Hund ist tot'... "

Der elend verendete Hund gehörte ihrem Mann, dem tuschawa der Namoeteri, Fusiwe. Dieser brach daraufhin Helena Valero aus Zorn über den Verlust seines Hundes mit einem kräftigen Stockschlag den Arm.<sup>7)</sup>

Nach ihrem Tode werden die Hunde bei den Yanoama wie die Menschen verbrannt.<sup>8)</sup> Dies ist so zu erklären, daß nach Ansicht der Yanoama Hunde und Menschen zu den Wesen des Hauses, den "yahitelimi"

---

1) Siehe Kap. B, II

2) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 258

3) Ebenda, S. 259

4) SPEISER, 1926, S. 66

5) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 259

6) BIOCCA, 1972, S. 151

7) Ebenda, S. 151ff

8) Ebenda, S. 155 ; Siehe hierzu auch Kap. D, III, 2

gehören, im Gegensatz zu den "ulihitelitelimi", den Waldwesen, zu denen alle anderen Tiere gerechnet werden.<sup>1)</sup> Polykrates, der auf die Behandlung der Hunde bei den Wawanaueteri und Pukimapueteri eingeht, berichtet, daß die Welpen in der Regel von niemandem, weder Kind noch Erwachsenen mißhandelt werden: "Die Welpen genießen ein gutes, gepflegtes und liebevolles Dasein bis zum Alter von einem halben Jahr."<sup>2)</sup> Sind die Hunde älter, wandelt sich die Behandlung jedoch drastisch. Ertappt man einen erwachsenen Hund beim Stehlen von Nahrung, so wird er mit allen möglichen Gegenständen beworfen, was oft zu bösen Verletzungen und Wunden führt.<sup>3)</sup> Auch die Kinder gehen angeblich mit den erwachsenen Hunden nicht gerade zimperlich um, und sie spielen mit ihnen, wobei das "Spiel" auch aus den größten Mißhandlungen besteht.<sup>4)</sup> Bei den Aharaibu werden die Hunde angeblich schlecht behandelt; sie zeigen nicht das geringste Mitgefühl für kranke und gequälte Tiere.<sup>5)</sup> Es deutet einiges daraufhin, daß die Surara und Pakidai hinsichtlich der Behandlung ihrer Hunde Unterschiede machen. Die gut abgerichteten Jagdhunde werden bei ihnen, im Gegensatz zu den unnützen Hunden, sehr liebevoll gepflegt. Aber auch Hunde, von denen sie keinerlei Nutzen haben, lassen sie am Leben; niemals würden diese Indianer es übers Herz bringen einen solchen Hund zu töten.<sup>6)</sup>

Über die Hundebehandlung bei Indianerstämmen des zirkumkaribischen Kulturareals ist folgendes in Erfahrung zu bringen: Obwohl die Japreria, karibische Motilonen im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Kolumbien, von sehr mageren Hunden umgeben sind, genießen die Hunde bei ihnen große Wertschätzung.<sup>7)</sup> Die zur selben Ethnie gehörenden Yupa besitzen auch die religiöse Vorstellung von einem, die Totenseelen über einen Jenseitsfluß geleitenden Hund;<sup>8)</sup> daher sollten sie sich bemühen, die Hilfsbereitschaft jenes "Seelenbegleiters" durch gute Behandlung der Hunde auf der Erde zu sichern. Jedoch handeln sie nicht immer

---

1) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 169

2) POLYKRATES, 1969, S. 138

3) Ebenda

4) Ebenda, S. 119

5) KNOBLOCH, 1975, S. 32

6) BECHER, 1960, S. 86

7) DUPOUY, 1958, S. 8

8) Siehe Kap. H, II, 3, d

danach.<sup>1)</sup> Nicht viel anders ergeht es den Hunden bei den Warrau. Diese Indianer, so wird berichtet, bringen zwar gelegentlich ihre Lieblingshunde, wenn diese erkrankt sind, zwecks Heilung zu einem Mediziner. Jedoch werden Hunde von ihnen angeblich auch bewußt mißhandelt.<sup>2)</sup>

Von den Sharanahua im westamazonischen Tiefland berichtet Siskind, daß diese einem Hund, der beim Zerlegen von Wildbret zu nahe kommt, mit einem Stock oder der Rückseite der Machete einen Schlag versetzen, daß dieser unter Schmerzgewimmer davonhumpelt.<sup>3)</sup> Koch-Grünberg schildert zwar die "Mutterliebe" mit der die Indianerinnen bei den Kobeua an ihren zu zähmenden Tieren hängen, sagt aber nichts über eine diesbezügliche Behandlung der Hunde aus.<sup>4)</sup> Von den Indianern Amazoniens berichtet Wallace, daß ein Hund, der sich eines Diebstahls schuldig gemacht hat, nachts im Walde an einen Baum gebunden wird, damit er von einem Jaguar gefressen werde.<sup>5)</sup> Diese Handlungsweise darf jedoch keinesfalls verallgemeinert werden, wenn sie auch durchaus nicht einmalig ist: Von den Indianern am Mazaruni-Fluß in Guayana, die zum Teil recht gute Jagdhunde halten und diese auch entsprechend versorgen, wird berichtet, daß die nutzlosen Hunde doch zu einem besonderen Dienst herangezogen werden. Geht eine Frau allein auf die Pflanzung, so läßt sie sich von einem dieser Hunde begleiten. Sollte zufällig ein Jaguar in die Nähe kommen, so wird er zunächst den Hund packen, wodurch die Frau der Gefahr leichter entgehen kann.<sup>6)</sup>

Von den im Gebiet der Montaña ansässigen Jivaro ist zu erfahren, daß die Hunde hauptsächlich wegen ihrer Bedeutung für die Jagd und für den Schutz der Pflanzungen,<sup>7)</sup> mit größter Sorgfalt behandelt werden.<sup>8)</sup> Nach meinen eigenen Beobachtungen bei den Shuar behandeln diese Indianer ihre Hunde sehr liebevoll. Die Hunde sind sehr gut erzogen, und nur selten kommt es vor, daß

---

1) WILBERT, 1974, S. 42 und 82

2) WILBERT, 1972, S. 97

3) SISKIND, 1973, S. 72

4) KOCH-GRÜNBERG, 1909-10, S. 148f

5) WALLACE, 1889, S. 317

6) BROWN, 1876, S. 53

7) Siehe Kap. C, II, 2

8) HARNER, 1973, S. 63

sich die Tiere danebenbenehmen und deshalb bestraft werden müssen. Sehr geschätzt und gut behandelt werden nach Oberem die Hunde auch bei den Quijo, wenn sie auch ernährungsmäßig nicht immer optimal versorgt werden.<sup>1)</sup> Liebevoll werden in der Regel die Hunde auch von den Cofan in Ostekcuador, die kulturell eigentlich mehr nach Nordwestamazonien tendieren, behandelt. Bei diesen sah ich einmal, wie ein junger Hund mit den Hauschweinen in Streit geriet und durch sein Gebell die Tiere in größte Aufregung versetzte. Das schlechte Benehmen des Hundes wurde von seinem Herrn sofort bestraft, indem er dem noch jungen Hund mehrere kleine Pfefferschoten ins Maul zwängte, an denen das Tier sehr zu leiden hatte. Da die Indianer ihre Hunde nicht bewußt quälen, nehme ich an, daß sie der Meinung sind, der Hund würde aus dieser Behandlung lernen und sich in Zukunft besser benehmen.

Von den Indianern Ostekueadors hat man den Eindruck, daß sie den Wert eines Hundes als Jagdgehilfen zu schätzen wissen und daher ihre Hunde mit entsprechender Sorgfalt behandeln.

Bei den Tschama, wo der Hund angeblich von geringem Nutzen ist, wird er auch schlecht versorgt. Entwendet ein Hund irgendein Nahrungsmittel, so wird er verprügelt.<sup>2)</sup> Tessmann äußert sich über die Behandlung der Hunde durch diese Indianer wie folgt:<sup>3)</sup>

"Man gibt ihnen höchst selten freiwillig etwas zu essen. Diese armen Klappergerüste müssen sich vielmehr die Abfälle holen, und nicht bloß holen, sondern stehlen, denn sie bekommen noch Prügel, wenn sie ihren Hunger auf diese Weise zu stillen suchen. Wenn die Leute essen, sind sie von Hunden umlagert, die hinter ihnen herum-schleichen. Da muß man dann die Tiere beobachten, um auf die Behandlung zu schließen, die ihnen zuteil wird. Noch heute sah ich wieder, wie ein junger Hund sich von den auf die Erde beiseite gelegten Fischgräten mit höchster Vorsicht stehlen wollte, und, als der Speisende zufällig eine Abwehrbewegung wohl gegen zudringliche Mücken machte, in ein lautes Klagegeheul ausbrach. Er fürchtete natürlich einen Rippenstoß zu bekommen."

---

1) OBEREM, 1980, S. 192

2) TESSMANN, 1928, S. 222

3) Ebenda, S. 99

Weiter berichtet Tessmann von den Tschama:<sup>1)</sup>

"Stets, wenn ich eine Wohnstätte betrat, war das erste, daß die Besitzer die wütend knurrenden und kläffenden Hausgenossen durch Bewerfen mit einem rasch aufgelesenen Holzschichtort oder einem ähnlichen Wurfgeschoß einschlugen oder sogar mit Stücken auf sie einschlugen."

Aus dem Tiefland Ostboliviens berichtet Snethlage von den Moré, die zu dem damaligen Zeitpunkt offenbar keine eigenen Hunde besaßen, folgende Begebenheit:<sup>2)</sup>

"Während ich darauf bedacht bin, möglichst viel zu sehen und zu lernen, würgt ein mitgelaufener Foxterrier (der Hund eines in der Nähe wohnenden Farmers, der Verf.) einen der kleinen, noch nackten Papageien ab, die die Indianer auf gezupfter Baumwolle in einem Körbchen gebettet haben. Zum Glück wird es nicht tragisch genommen; im Gegenteil; der kleine Hund wird nach Kräften verwöhnt, und am liebsten möchten sie (die Moré, der Verf.) ihn dabehalten. Aber das kann ich nicht zugestehen, weil es der ausgesprochene Liebling des Farmers ist."

Da bei den Moré, wie übrigens bei vielen anderen Indianerstämmen, Papageien als Bewacher der Hütten Verwendung finden,<sup>3)</sup> scheint der Wunsch nach einem Hund sich nicht an einem Nutzen zu orientieren, da sie ja keine Wachhunde benötigen.

Die seltsam liebevolle Behandlung, die diesem Hund bei den Moré zuteil wurde, erklärt sich wahrscheinlich aus dem Fehlen von Hunden bei diesem Stamm zu dem damaligen Zeitpunkt. Ein Exemplar einer seltenen Tierart wird von den Indianern als Schoßtier sehr gut behandelt.

Obwohl die Hunde als "treue Gefährten" der Pauserna geschildert werden,<sup>4)</sup> erfahren sie jedoch unterschiedliche Behandlung von diesen. Während junge Tiere liebevoll versorgt und behandelt werden, schlägt man dagegen erwachsene Hunde wegen der kleinsten Vergehen oder tötet sie sogar.<sup>5)</sup>

---

1) TESSMANN, 1928, S. 98

2) SNETHLAGE, 1937, S. 45

3) Ebenda

4) Ebenda, S. 282

5) RIESTER, 1972, S. 202

Im Areal Tapajoz- Madeira können die Munduruku wohl als die größten Hundeliebhaber bezeichnet werden. Sie behandeln ihre Hunde nach Ansicht vieler Quellen nahezu wie die eigenen Kinder.<sup>1)</sup> Die Munduruku betten die Hunde häufig in Hängematten und geben ihnen nach dem Tode ein Begräbnis.<sup>2)</sup> Die Bedeutung des Hundes für die Munduruku hat sich besonders in der Mythologie niedergeschlagen, vor allem im sogenannten Hundemythos, der in einem eigenen Kapitel Gegenstand der Untersuchung ist.<sup>3)</sup>

Von den weiter im Süden dieses Areals lebenden Tupari berichtet Caspar folgendes über die Behandlung der Hunde: Die Tiere erfahren im allgemeinen keinerlei Pflege. Stirbt ein Hund, so trauert sein Besitzer jedoch tagelang oder sogar wochenlang, besonders dann, wenn es sich bei dem verstorbenen Tier um einen ausgesprochen guten Jagdhund handelte. Hunde, die nicht jagdtauglich sind und auch verkrüppelte Hunde, werden von ihren Herren geduldet und besonders von den Kindern mal geplagt, mal gehätschelt.<sup>4)</sup>

Snethlage konnte einmal beobachten wie ein Jabuti-Indianer einen Hund von den Tupari erwarb. Er schildert die Behandlung des Hundes durch diesen Indianer mit folgenden Worten:<sup>5)</sup>

"Das junge Tier will nicht aus seiner Heimat fort und heult erbärmlich. Da stellt sich der Jabuti vor ihm auf und redet mit ihm, als ob er einen vernünftigen Menschen vor sich habe. Er soll brav sein, denn er werde es bei seinem neuen Herrn gut haben; er werde viel zu essen bekommen. Wenn er aber winsele, dann sei er schlecht. Und Arauita (so der Name des Jabuti, der Verf.) ahmt das klägliche Gebelle nach."

Während sich die Informationen hinsichtlich der Behandlung der Hunde aus dem Areal Pindaré-Gurupy auf eine Meldung beschränken, nämlich, daß die Guajajara ihre Hunde weniger gut als die gezähmten Tiere behandeln,<sup>6)</sup> ist diesbezüglich über die Stämme des Areals Xingu-Tocantins wesentlich mehr bekannt: Die mageren und wilden Hunde der Kayapo werden nach ihrem Tode wie die

---

1) TOCANTINS, 1877, S. 90 ; COUDREAU, 1896, S. 116 ; ZIMMERMANN, 1963, S. 80

2) TOCANTINS, 1877, S. 90

3) Siehe Kap. G, II, 1 ; und im Anhang Erz.:29-38

4) CASPAR, 1953, S. 105

5) SNETHLAGE, 1937, S. 175

6) SNETHLAGE, 1930, S. 124f

eigenen Kinder beweint.<sup>1)</sup> Auch zu Lebzeiten werden die Hunde, wie aus den folgenden Beispielen zu ersehen ist, nicht nachlässig behandelt.

Auch die Apinaye beweinen den Tod eines ihrer Hunde und begraben diesen in derselben Art und Weise wie sie es mit den Menschen tun.<sup>2)</sup> Nach Nimuendaju schlagen die Apinaye ihre Hunde äußerst selten, was seiner Ansicht nach zur Herausbildung von höchst lästigen Kreaturen führte.<sup>3)</sup> Ähnlich äußert sich Nimuendaju über die Ost-Timbira, die ihre Hunde angeblich nur selten schlagen. Diese sind deshalb gegenüber ihren Herren recht frech und keck. Oft, so berichtet Nimuendaju, habe er beobachtet, mit welcher Geduld die Indianer beim Essen immer wieder die zudringlichen Hunde abdrängen; sie tun das mit einer sanften Handbewegung, so als ob es sich dabei um Kinder handeln würde. Nur wenn ein Hund größeren Kummer bereitet, wird er mit einem Stock bedroht; sie schlagen dann aber mit diesem nur auf den Boden neben das Tier.<sup>4)</sup>

Obwohl die Tapirape die Hunde im Welpenalter mit allen Zärtlichkeiten umsorgen, werden sie, einmal erwachsen, mit Flüchen, Fußtritten und Stockschlägen behandelt. Jedoch lassen die Indianer dabei auch häufig Milde walten und machen ihre bedrohlichen Gesten den Hunden gegenüber schließlich gar nicht wahr.<sup>5)</sup>

Die Sherente bedienen sich bei der Jagd der Hunde als tüchtige Jagdgehilfen. Behandelt werden diese aber von ihnen angeblich sehr schlecht. Da sie kaum gefüttert werden, kommen die Hunde in die Hütten, um nach etwas Freßbaren Ausschau zu halten und zu stehlen; sie werden aber mit Tritten empfangen und mit allem Möglichen beworfen.<sup>6)</sup> Völlig anders als die Sherente, die von ihren Hunden gewissermaßen ökonomisch abhängig sind, behandeln die Shavante ihre wenigen Hunde. Meiner Meinung nach genießen die Hunde bei den Shavante eine vorzügliche Behandlung, weil sie, damals zur Zeit der Feldforschung von Maybury-Lewis, bei diesem Stamm noch selten waren und ausschließlich als Schoßtiere,

---

1) BANNER, 1961, S. 4f

2) NIMUENDAJU, 1939, S. 95 und 154

3) Ebenda, S. 95

4) Nimuendaju, 1946, S. 75

5) BALDUS, 1970, S. 183

6) MAYBURY-LEWIS, 1967, S. 37 Fn

nicht aber als Jagdgefährten, gehalten wurden.<sup>1)</sup>

Die Bororo ziehen ihre Hunde mit "viel Interesse" auf. Ein Versagen dieser Tiere bei der Jagd jedoch wird von diesen Indianern mit Verstümmelung der Ohren oder des Schwanzes geahndet.<sup>2)</sup>

Die Canoeiros, Stammesreste unklarer Zugehörigkeit - wahrscheinlich tupisprachig - in Ostbrasilien, behandeln ihre Hunde nach Martius mit großer "Sorgfalt" und "Zärtlichkeit", was von den Tieren mit "Anhänglichkeit" beantwortet wird.<sup>3)</sup>

Von den Indianern im Gran Chaco berichtet Krieg, daß deren Hunde nur sehr wenig Liebe erfahren. Die Hunde "leben meist nur so mit, ohne daß man sich viel um sie kümmert".<sup>4)</sup> Nordenskiöld berichtet jedoch über die vielen Hunde der Ashluslay, daß sie "gut behandelt und nicht geschlagen" werden.<sup>5)</sup> Auch Baldrich beobachtete, daß die Hunde bei den Chaco-Indianern gut behandelt werden. Bei den Matakó z. B. erlebte er einmal, wie bei einer Wanderung ein Indianer anhielt und seinen anscheinend müde gewordenen Lieblingshund seiner Frau zusätzlich zu ihren Kindern aufbürdete.<sup>6)</sup> Anders äußert sich wiederum Grubb über die Hunde der Lengua. Nach ihm besteht die einzige Behandlung, die diese Indianer ihren Hunden zukommen lassen, in einem Stoß oder in einem Tritt, wenn sie nicht ein Scheit Feuerholz auf ihre Tiere werfen. Als halbverhungert, wild und äußerst heimtückisch werden diese Hunde geschildert. Seine Hunde würde ein Mann aber niemals absichtlich töten.<sup>7)</sup>

Bei den Chamacoco werden die Tiere oft "rührend verhätschelt, wenn auch nicht selten mit für die Tiere wenig erfreulichen Liebesbeweisen gequält".<sup>8)</sup>

Zur Behandlung der Hunde durch die Indianer im Andenbereich

---

1) MAYBURY-LEWIS, 1967, S. 37 Fn

2) ALBISETTI und VENTURELLI, 1969, Bd. I, S. 97

Siehe hierzu auch, Kap. C, III

3) MARTIUS, 1867, Bd. I, S. 261 Fn

4) KRIEG, 1948, S. 144

5) NORDENSKIÖLD, 1912, S. 55f

6) BALDRICH, 1889, S. 223

7) GRUBB, 1911, S. 62

8) BALDUS, 1931a, S. 132

kann auf folgendes hingewiesen werden: Keine Zärtlichkeitsbezeichnung für Hunde kennen angeblich die Quechua.<sup>1)</sup> Daraus darf man jedoch keinesfalls folgern, daß die Behandlung der Hunde sehr schlecht ist, auch wenn gerade im Hochland das Los der Hunde - wie übrigens auch das der Menschen selbst - kein leichtes ist. Der Hund wird als das "geliebteste Tier des Quechua-Indianers" bezeichnet.<sup>2)</sup> Die Aymara haben in ihren Hunden treue Begleiter, die sie gemäß ihren religiösen Vorstellungen gut behandeln sollten.<sup>3)</sup> Tiere zu quälen gilt bei den Aymara als schweres Delikt.<sup>4)</sup> Zu eng ist der Hund auch bei den Calchaqui mit den verschiedensten Lebensaspekten verbunden, als daß man es sich leisten könnte, Hunde bewußt schlecht zu behandeln. In einigen Gebieten im Siedlungsgebiet der Calchaqui soll es jedoch üblich sein, Hunde am linken Ohr zu mutilieren, damit diese aufhören "diablos" zu sein.<sup>5)</sup> Bei den Araukanern schließlich sah Musters, wie ein Häuptling seinen allzu zudringlichen Hund mit seiner Peitsche züchtigte.<sup>6)</sup>

Spegazzini berichtet von der sehr ambivalenten Behandlung der Hunde durch die Selknam in Feuerland. Als Welpen werden die Hunde gepflegt, erwachsen aber verabreicht man ihnen Prügel und Fußtritte.<sup>7)</sup> Von der großen Zuneigung der Selknam zu ihren Hunden spricht dagegen Cojazzi.<sup>8)</sup> Eine andere Quelle bestätigt wiederum, daß die Selknam zu ihren Hunden recht grausam sind und diese häufig bestrafen.<sup>9)</sup> Dennoch ist kaum zu bezweifeln, daß die Indianer im allgemeinen ihre Hunde lieben, zumal sie von diesen auch bei der Jagd zum Großteil abhängig sind:<sup>10)</sup>

"Deshalb liebt jeder sein Tier, obwohl er es oft vernachlässigt und nur ungenügend pflegt."

- 
- 1) TSCHUDI, 1891, S. 26f
  - 2) CAYON ARMELIA, 1971, S. 153
  - 3) VALDA, 1972, S. 171 ; Siehe auch Kap. II, II, 3, a
  - 4) VALDA, 1972, S. 39
  - 5) FORTUNY, 1965, S. 169
  - 6) MUSTERS, 1873, S. 252
  - 7) SPEGAZZINI, 1882, S. 176
  - 8) COJAZZI, 1914, S. 55
  - 9) GALLARDO, 1910, S. 200
  - 10) GUSINDE, 1931, S. 1117

Über die Behandlung der Hunde durch die Yamana gibt das folgende Zitat Auskunft:<sup>1)</sup>

"Vorauszuschicken ist, daß ein zahmer, geduldiger Hund von den Knaben sowohl wie von den Mädchen zu allerlei Späßen und Tollheiten benützt wird. Mir schien es manchmal unmöglich, was solch ein Tier sich von den dreisten Buben gefallen läßt! Sie zerren und stoßen ihn, necken und reizen ihn, binden ihm die Beine zusammen und laden ihm allerhand auf, drücken ihn ins Wasser und sperren ihn in einem hohlen Baumstamme ein, stopfen ihm unverdauliche Dinge ins Maul und beschmieren ihn mit Farben; kurzum, die verücktesten Einfälle versuchen sie an ihm. Das wüste Treiben und die plötzlichen Lachsalven der Kinder erschrecken den Hund zwar und obwohl er knurrt und bellt, zu beißen ermutigt er sich doch nicht. Das ist vielleicht dasselbe Tier, dessen wütender Zudringlichkeit ein Europäer sich manchmal kaum erwehren kann. Mögen die Kinder mit einem Hunde noch so wild umgehen, die Eltern schelten sie deswegen nicht. Dieses und jenes Kind spielt aber auch sehr zutraulich und herzlich mit einem Hunde, alle behandeln die jungen Tiere besonders zärtlich."

Das Fehlverhalten seines Hundes bestraft der Yamana mit einem Hieb oder er jagt unter Schlagandrohung das betreffende Tier davon. Nur einem höchst seltenen Wutanfall wäre es zuzurechnen, daß sie einen Hund so verprügeln, daß er an den Folgen zugrunde geht.<sup>2)</sup> Über die Behandlung der Hunde bei den Alakaluf schreibt Gusingde folgendes:<sup>3)</sup>

"Die Beziehung des Herrn bzw. der Herrin zum eigenen Hund ist durchwegs wohlwollend, obwohl Zärtlichkeiten oder selbst einfaches, zufriedenes, beruhigendes Streicheln nicht üblich sind. Ein uneingeweihter Beobachter möchte dieses Verhältnis von Mensch und Tier eher kühl und gleichgültig beurteilen; und dennoch ist gerade das Gegenteil der Fall. Alle Indianer lieben wirklich ihre Hunde, und niemals würden sie mit einem Knüppel auf sie dreinschlagen. Der Indianer schreit im höchsten Zorne seinen Hund wohl an, aber er beherrscht sich und prügelt nicht."

---

1) GUSINDE, 1937, S. 766

2) Ebenda, S. 566

3) GUSINDE, 1974, S. 313

## 2. Die Auswirkungen im Mythos

Bei vielen Indianerstämmen in Südamerika besteht die Glaubensvorstellung, daß nach dem Tod eines Menschen Tiere über die Taten des Betreffenden richten werden. Entsprechend sollte man auf der Erde keine Hunde mißhandeln, denn sie könnten später der Totenseele gefährlich werden. Auf diesen Aspekt wird an anderer Stelle dieser Untersuchung, im Zusammenhang mit den Vorstellungen vom Hund als Jenseitsbegleiter und Jenseitswächter, näher eingegangen.<sup>1)</sup> Dennoch scheinen selbst diejenigen Indianergruppen, bei denen der Hund in den Vorstellungen als Jenseitsführer für die Totenseele eine überaus wichtige Rolle spielt (z. B. Yupa), sich im allgemeinen recht nachlässig um das Wohlergehen ihrer Hunde zu kümmern.<sup>2)</sup>

Jedoch nicht allein in bezug auf ihr postmortales Seelenschicksal machen sich die Indianer Gedanken über die richtige Behandlung des Hundes, auch im Diesseits, kann es vielen ihrer Erzählungen zufolge, durch schlechte Behandlung der Hunde zu großen kulturellen Veränderungen kommen.

Habi Behoroida, ein mythischer Hund der Warrau, galt als großer und tapferer Vertreter des Hundegeschlechts. Er vernichtete den doppelköpfigen Jaguar, den Feind der Warrau. Die Indianer jedoch zeigten sich ihm gegenüber nicht dankbar und vergaßen ihn zu füttern. Schließlich fraß Habi Behoroida ein Kind. Die Indianer, die nun ihr Fehlverhalten einsahen, verkauften den Hund an die Besatzung eines Dampfers. Seit dieser Zeit, so sagen die Warrau, sind die Weißen im Besitz von schönen großen Hunden, während sie sich mit kleineren Exemplaren begnügen müssen.<sup>3)</sup>

Es ist ein häufiges Motiv in vielen Erzählungen der Indianer, daß die unterschiedliche Verteilung von Kulturgütern zwischen Indianern und Weißen meist auf ein Fehlverhalten ihrerseits zurückzuführen ist.

Eine besonders eindrucksvolle Erzählung dieser Thematik stammt von den Makiritare (Erz.:21). Nach dieser Erzählung versäumt

---

1) Siehe Kap. H, I bis IV

2) WILBERT, 1974, S. 42

3) WILBERT, 1970, S. 133ff

es einmal ein Indianer, seinen Hund zu füttern. Ein Weißer aber, der sein Maniokbrot mit seinem Hund gerecht teilt, wird vom Schöpfer mit kostbaren Dingen belohnt; er erhält Papier, Geld, Werkzeuge und Maschinen. Auf dieses Fehlverhalten von seiten eines Indianers - so endet die Erzählung - ist es zurückzuführen, daß während die Weißen heute all diese Dinge besitzen, die Indianer arm sind.<sup>1)</sup>

Nach Ansicht der Tapiete (Erz.:54) besaßen die Menschen einst Zähne aus Silber, mit denen sie alles essen konnten: Knochen und Fleisch, einfach alles. An ihre Hunde jedoch dachten sie nicht. Tunpa, der Schöpfer oder Kulturheros, empfand daraufhin Mitleid mit den Hunden und änderte die Zustände grundlegend, indem er den Menschen den Samen von Kürbissen gab. Durch den Genuß von Kürbissen verwandelten sich die Zähne in Knochen. Nun konnten sie nicht mehr alles essen und bekamen Zahnschmerzen, während die Hunde von da an immer genug zu fressen hatten.<sup>2)</sup>

Umwälzungen weit größerer Tragweite ereigneten sich, als ein Campa (Erz.:10) einen Hund mit einer Banane - eigentlich ein untypisches Nahrungsmittel für Caniden - anlocken wollte. Statt des Hundes kamen daraufhin die Weißen und töteten viele der Indianer.<sup>3)</sup> Wieder einmal suchen die Indianer die Schuld bei sich; hätte man doch den Hund mit der ihm angemessenen richtigen Nahrung gefüttert!

Die Erzählungen der Tacana (Erz.:66) und der Pemón (Erz.:43) beinhalten, trotz der großen Entfernung, die zwischen beiden Ethnien liegt, ein identisches Motiv: Ein Jäger hört durch Zufall, wie sich seine beiden Hunde, die sich unbeobachtet glauben, in menschlicher Sprache über die schlechte Behandlung durch ihren Herrn beklagen.<sup>4)</sup> Während die eine Erzählung damit endet, ist in der anderen davon die Rede, daß der Jäger aufgrund dieses Ereignisses seinen Hunden fortan ausreichend zu fressen gab.

---

1) ARMELLADA, 1975, S. 172

2) NORDENSKIÖLD, 1912, S. 314

3) VARESE, 1973, S. 283

4) HISSINK, 1961, S. 278f ; ARMELLADA, 1975, S. 150

Weitere Erzählungen der Tacana (Erz.:51 und 52) befassen sich mit der richtigen Behandlung des Hundes. Während arme Leute, so ist aus den Erzählungen zu erfahren, ihre wenige Nahrung, ein paar Maiskörner, mit einem Hund teilen, jagen andere, die viel mehr haben, den Hund kurzerhand davon. Die schlechte Behandlung rächt sich, als eine Sintflut naht und alles Leben unter sich erstickt. Nur allein diejenigen Menschen, welche den Hund gut behandelt haben, werden rechtzeitig gewarnt und kommen mit dem Leben davon.<sup>1)</sup>

Einen Hund gut zu behandeln, zahlt sich den indianischen Vorstellungen zufolge immer aus. Das ist offenbar auch der Schluß, der aus einer Erzählung der Quechua (Erz.:48) gezogen werden kann. In dieser Erzählung ist von einem treuen Hund die Rede, der seinen Herrn nicht nur aus den Klauen eines gefährlichen Wesens befreit und ihn dadurch vor dem sicheren Tode bewahrt, sondern ihn auch indirekt zu unermeßlichem Reichtum verhilft.<sup>2)</sup>

Vielerorts werden die Hunde von den Indianern wegen der großen Vorteile, die sie ihnen bringen, sehr geschätzt. Die Indianer sind sich darüber bewußt, welche hilfreichen Tiere sie in ihren Hunden haben, wurden diese erst einmal zu tüchtigen Jagdgefährten abgerichtet.

Es bleibt jedoch eine Diskrepanz zwischen dem moralischen Anspruch, wie er sich in den Erzählungen, Mythen und religiösen Vorstellungen manifestiert und der Wirklichkeit, die die Indianer und ihre Hunde mit einem nüchternen und harten Dasein konfrontiert.

---

1) Über die besonderen Verbindungen des Hundes zum Wasser und zu Sintflutvorstellungen siehe Kap. F, IV und VIII

2) ARGUEDAS, 1953, S. 225

## II. Die Verpflegung der Hunde

### 1. Exkurs über die Nahrung des Haushundes

Wie sein Stammahn, der Wolf, so wird auch der Hund vorwiegend als Fleischfresser (Karnivore) angesehen.

Aber selbst der Wolf, so wird bemerkt, frißt gern den Mageninhalt seiner nur Pflanzen fressenden Beutetiere. Häufig nehmen Wölfe doppelt so viel pflanzliche Nahrung wie tierische auf.<sup>1)</sup> Die Art der Nahrung kann beim Haushund noch wesentlich variabler sein. Hunde, die nur mit Fleisch ernährt werden, sind allerdings gegenüber Krankheiten sehr anfällig und leiden hauptsächlich unter Kalziummangel.<sup>2)</sup> Aber auch eine völlig fleischlose Ernährung, das ist die allgemein verbreitete Ansicht, würde einen Hund krank machen.

Schlechte Ernährung und Stoffwechselprobleme werden als Ursache der verschiedensten Krankheiten genannt.<sup>3)</sup>

Hunde fressen gelegentlich Aas und sogar Kot, um daraus für ihren Organismus lebensnotwendige Stoffe zu ziehen.<sup>4)</sup> Von einigen Forschern wird angenommen, daß nur Mineralstoffmangel und unnatürliche Ernährung einen Hund zum Aasfresser machen.<sup>5)</sup> Andere halten den Hund schon seit Urzeiten für einen Aasfresser, der sich ständig genötigt sah, auf diese Weise Vitaminmangel vorzubeugen.<sup>6)</sup> Eine Hündin frißt instinktiv die Nachgeburt, die alle jenen Hormone enthalten soll, die ihren Milchfluß fördern. Gewürze, etwa Pfeffer oder Paprika, aber auch Salz braucht ein Hund nicht. Außerdem sind diese Stoffe angeblich für seine empfindliche Nase unzutraglich.<sup>7)</sup> Gras fressen Hunde vor allem deshalb, um Knochensplitter oder sonstige unverdaubare Dinge, die die Magenschleimhaut reizen, wieder gefahrlos auswürgen zu können.<sup>8)</sup> In den nördlichen Regionen, nämlich bei sibirischen

---

1) CONRADS, 1978, S. 74

2) Ebenda, S. 84

3) TOEPFER, 1960, S. 19

4) CONRADS, 1978, S. 54

5) TOEPFER, 1960, S. 12

6) STERN, 1971, S. 36

7) CONRADS, 1978, S. 85f

8) TOEPFER, 1960, S. 10 ; STERN, 1971, S. 36

Völkerschaften und bei den Eskimo sind die Hunde durch das Zusammenleben mit den Menschen weitgehend ichthyophag geworden. Dort bilden dann hauptsächlich Fische, aber auch Speck von Robben, Walrossen und Walfischen die alleinige Nahrung.<sup>1)</sup> Als "extreme Fischfresser"<sup>2)</sup> nehmen diese Hunde Fisch im rohen, gefrorenen, getrockneten oder geräucherten Zustand zu sich.<sup>3)</sup> In anderen Klimazonen ist die Nahrung der Hunde vorwiegend vegetabilisch, wie etwa in Polynesien,<sup>4)</sup> in Afrika<sup>5)</sup> oder in Südamerika, wie unten ausführlich dargelegt wird. Nach Roth war es St. Clair, der als erster darauf hin wies, daß aus einem in der Natur fleischfressenden Tier wie dem Hund, ein reiner Vegetarier werden kann.<sup>6)</sup>

Da Hunde wohl in den seltensten Fällen bei Naturvölkern ausreichend mit den für sie notwendigen Nahrungsstoffen versorgt werden, versuchen die Tiere selbst, diesen Mangel instinktiv auszugleichen, indem sie, auch dort, wo sie viel zu fressen bekommen, zusätzlich auf Nahrungssuche gehen.

Selbständiges Jagen und Fischfangen sind dann für die Hunde eine Selbstverständlichkeit,<sup>7)</sup> wie von Hunden verschiedener karger polynesischer Inseln berichtet wird.<sup>8)</sup>

Während ein Hund täglich Wasser aufnehmen muß, um nicht innerhalb weniger Tage zugrunde zu gehen, kann er bis zu sechzig Tage hungern, ohne dadurch dauerhafte Schädigungen in seinem Organismus davonzutragen. Ein Hund stirbt erst dann, wenn er etwa ein Viertel bis die Hälfte seines Körpergewichtes verloren hat.<sup>9)</sup> Dieser Tatbestand sollte in Betracht gezogen werden, wenn von den "mageren", mit "vorstehenden Rippen" herumstreifenden, "ewig hungrigen" Hunde der Naturvölker - auch ganz besonders der Indianer - die Rede ist und dabei häufig einseitig der Aspekt einer möglichen Unterversorgung der Hunde in den Mittelpunkt der

---

1) Siehe BIERHENKE, 1955

2) HAHN, 1896, S. 70

3) BIERHENKE, 1955

4) URBAN, 1961, S. 105

5) BEIER, 1959, S. 31

6) ROTH, 1924, S. 554

7) URBAN, 1961, S. 109

8) GUDGER, 1923, S. 559ff

9) CONRADS, 1978, S. 77

Betrachtung gerückt wird.

Während einerseits durch die zum Teil absichtliche "Unterernährung" der Hunde durch die Indianer sicherlich die guten Jagdeigenschaften beibehalten werden, dient andererseits das "Vertrautsein mit dem Mangel" dem Überleben in kargen Lebenszonen überhaupt, wie es Peters am Beispiel der Eskimohunde darlegte.<sup>1)</sup>

## 2. Die Verpflegung der Hunde durch die Indianer

Aus dem Bereich des zirkumkaribischen Kulturareals ist zu erfahren, daß sich in den Hütten der Rama viele elende und magere Hunde aufhalten.<sup>2)</sup> Von Abfällen und Kot leben die Hunde der Ijca. Nach Bolinder bemühen sich diese Indianer, die hungrigen Hunde von den Gebeinen der Verstorbenen fern zu halten, indem sie die Gräber mit vielen Steinen und Geröll bedecken.<sup>3)</sup> Als völlig verwahrlost und ausgehungert werden die Hunde der Yupa (Chaké; Motilonen) bezeichnet.<sup>4)</sup> Viele magere Hunde halten die Japrerria, die ebenfalls zu der karibisch sprechenden Motilonengruppe gehören.<sup>5)</sup> Als schlecht genährt werden auch die Hunde der Warrau geschildert.<sup>6)</sup> Die Warrau sind sich dessen aber durchaus bewußt, daß sie ihre Hunde nicht ausreichend füttern, wie aus einer oben erwähnten Erzählung ersichtlich.

Komplexer stellt sich die diesbezügliche Situation im Kulturareal Guayana dar: Von den Hunden der Indianer am Mazaruni-Fluß berichtet Brown folgendes: Während die guten Jagdhunde regelmäßig gefüttert werden, müssen die weniger nützlichen übrigen Hunde sich selbst von Abfällen und Knochen ernähren.<sup>7)</sup> Die gleiche Situation einer sich nach dem Nutzen der Tiere richtenden unterschiedlichen Behandlung der Hunde wird auch von Im Thurn

---

1) PETERS, 1939, S. 44f

2) CONZEMIUS, 1927, S. 314

3) BOLINDER, 1925, S. 1, 12 und 58

4) LA SALLE, 1953, S. 61

5) DUPOUY, 1958, S. 8

6) WILBERT, 1972, S. 97

7) BROWN, 1876, S. 53

geschildert: Während die Jagdhunde bestens ernährt werden, müssen die anderen sich ihre Nahrung selbst suchen.<sup>1)</sup> Als "mager und hungrig" werden von Wilbert die Hunde der Panare geschildert.<sup>2)</sup> Aus reiner Nachlässigkeit, so glaubt Speiser zu wissen, werden bei den Aparai die Hunde nur unzureichend gefüttert. Es wären "daher recht elende Köter, von denen sich kaum einige Generationen bei den Indianern halten".<sup>3)</sup> Völlig anders erscheint dagegen die Situation bei den Wapischana zu sein. Während die Frauen zwar die hungrigen Hunde mit dem Fressen so lange hinhalten müssen, bis die Männer in Ruhe ihre Nahrung zu sich genommen haben, essen dann doch wenigstens die Frauen und Mädchen mit den Hunden zusammen,<sup>4)</sup> was auf eine bewußte Fütterung hindeutet. Die Palikur sind von den verschiedensten Hundetypen umgeben, die jedoch angeblich selten gute Jagdhunde sind. Sie werden von den Indianern nicht mißhandelt und gut versorgt. Selbst zu einer Zeit, als Fische knapp waren, sah Nimuendaju, wie ein Teil für die Hunde gekocht und mit Maniokmehl angerührt wurde.<sup>5)</sup> Die Hundehaltung der Waiwai scheint exemplarisch zu sein. Auch hinsichtlich der Ernährung werden ihre Hunde vorzüglich versorgt. Die meisten Jagdhunde der Indianer werden fast so mager wie Skelette gehalten, aber die Hunde der Waiwai befinden sich immer in einem exzellenten Zustand, berichtet Guppy.<sup>6)</sup> Etwas differenziertere Angaben macht Yde: Die Hunde werden regelmäßig mit Maniokfladen, Knochen und Fisch gefüttert. Darüber hinaus aber nehmen die Hunde natürlich alles Freßbare, dessen sie habhaft werden können, zu sich.<sup>7)</sup> Außerdem füttern die Waiwai ihre Hunde mit dem Fleisch des Capybara (*Hydrochoerus capybara*; yuwure in Waiwai), das sie nur dann töten, wenn sie auf ihren Streifzügen zufällig auf eines stoßen. Die Waiwai selbst verabscheuen das Fleisch dieses Tieres wegen eines angeblich schlechten Beigeschmacks. Dieses Fleisch wird daher nie gegessen, sondern den Hunden gegeben.<sup>8)</sup>

- 
- 1) IM THURN, 1967, S. 232
  - 2) WILBERT, 1963, S. 27
  - 3) SPEISER, 1926, S. 157
  - 4) FARABEE, 1918, S. 47 und 95
  - 5) NIMUENDAJU, 1926, S. 74f
  - 6) GUPPY, 1954, S. 114
  - 7) YDE, 1965, S. 119
  - 8) Ebenda, S. 125

Wesentlich schlechter werden die Hunde dagegen anscheinend bei fast allen Yanoamagruppen verpflegt: Eine Abbildung in seinem Aufsatz, die einen kleinen mageren Hund an einer Feuerstelle zeigt, wird von Barandiaran mit folgenden Worten kommentiert: 1)

"Ein winziger und ausgehungertor Hund, ein übliches Erzeugnis aller Sanemá-Yanoama Dörfer, betäubt den Hunger durch die Wärme des Feuers."

Auch Zerries berichtet von den Waika, daß die Hunde, von dem mit ihrer Hilfe erlegten Wild, kaum etwas abbekommen: 2)

"Meist müssen sie sich ihre Nahrung stehlen und werden oft sogar noch verjagt, wenn sie einen Brocken erwischt haben. Man hatte fast den Eindruck, daß die Mahekodotedi der Meinung sind, ein Hund brauche nicht zu fressen."

Ein ähnliches Bild zeichnet auch Polykrates von den Wawanaueteri und Pukimapueteri. Die Hunde, die er zu Gesicht bekam, waren "jämmerlich aussehende Bastarde", die nur aus Haut und Knochen zu bestehen schienen und nur durch Stehlen zu etwas Essbaren kamen: 3)

"Zu den Mahlzeiten der Indianer entstanden immer wilde Kämpfe unter den Hunden, die hinter ihren Herrn (sic!) auf der Lauer saßen, um die Knochen zu erwischen, die diese hinter sich warfen."

Daß sich die Yanoama der mangelhaften Verpflegung ihrer Hunde bewußt sind, mag folgende Anekdote aus dem Bericht von Helena Valero verdeutlichen: 4)

"Einmal gingen mehrere Namoeteri auf die Jagd und erlegten drei Wildschweine. Als sie bei ihrer Rückkehr teilten, gaben sie einem Jäger, der ein Pischaneteri war, nur ein Bein eines Wildschweines. Der Mann sagte: 'Was soll das? Ihr gebt mir nur ein Bein? Es waren drei Wildschweine. I c h b i n d o c h k e i n H u n d ' (Hervorhebung durch den Verf.) Er warf das Fleisch weg, nahm einen Knüppel und schlug damit auf den Kopf seines Gefährten."

Die ebenfalls zu den Yanoama zu rechnenden Aharaibu behandeln die von den Missionaren eingeführten Hunde angeblich sehr

---

1) BARANDIARAN, 1968, S. 52 (Übersetzung vom Verf.)

2) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 258

3) POLYKRATES, 1969, S. 138

4) BIOCCA, 1972, S. 135

schlecht und "ließen buchstäblich einige verhungern, wenn sie ihnen nicht mehr von Nutzen waren".<sup>1)</sup> Die Surara und Pakidai dagegen scheinen ähnlich wie andere Völker in Guayana, wenigstens den guten Jagdhunden eine bessere Verpflegung zukommen zu lassen, während sie die übrigen weniger nützlichen Hunde vernachlässigen.<sup>2)</sup>

Bei den Cofan, dem Areal Nordwestamazonien zuzuordnen, werden die Hunde mit vorwiegend vegetabilischen Speiseresten gefüttert. Dennoch sind auch hier die Tiere, wenn losgelassen, ständig auf der Suche nach etwas Freßbarem, und ich konnte selbst beobachten, wie die Hunde mit den Hausschweinen um die Schalen der kleinen, süßen Bananen stritten, die ich den Tieren hinwarf. Papayas und die kleinen, süßen Bananen (guineos oder oritos) werden bei den Cofan den Hunden und Hausschweinen zum Fraß hingeworfen, während sie selbst anscheinend sich nichts aus diesen Früchten machen.

Von den panosprachigen Sharanahua des westamazonischen Tieflandes wird über Hundeernährung folgendes berichtet: Beim Ausnehmen des erlegten Wildes werden Leber und Herz und auch die Gedärme ausgewaschen und für den menschlichen Verzehr zubereitet. Das übrige wird jedoch in einiger Entfernung vom Haus ausgekippt, wo sich dann Enten, Hunde und vermutlich auch andere Tiere, die Brocken gegenseitig streitig machen.<sup>3)</sup>

Für das Montaña-Gebiet kann die Hundehaltung der Jivaro als exemplarisch bezeichnet werden. Hat ein Shuar zusammen mit seinem Hund Wild erlegt, so findet eine Aufteilung der Beute statt. Der Jäger behält für sich das Fleisch und die Eingeweide des betreffenden Tieres. Den Rest, nämlich Herz, Leber, Lunge und die Füße, erhält der Hund. Handelt es sich bei dem erlegten Tier um ein Wildschwein, ein von den Shuar sehr geschätztes Jagdwild, so bekommt der Hund zusätzlich das puchuuwe, eine hervorstechende Drüse<sup>4)</sup>, den sogenannten Nabel. Die Knochen werden jedoch in

---

1) KNOBLOCH, 1975, S. 32

2) BECHER, 1960, S. 86

3) SISKIND, 1973, S. 72

4) Die Pekaris verdanken den Namen "Nabelschweine" einer "auf der Kruppenmitte eingesenkten Drüsentasche, in die eine schon beim Keimling angelegte, größtenteils im Unterbindegewebe liegende Drüse mündet. Sie sondert ein öliges, moschusähnliches Sekret ab." (FRÄDRICH, 1979, S. 99)

den Fluß geworfen, damit der Hund seine Jagdtauglichkeit nicht verliert.<sup>1)</sup> Das Blut des Jagdwildes wird entweder zum menschlichen Verzehr in Blättern (ayam paco) gegart oder auch den Hunden überlassen.<sup>2)</sup> Die übliche Nahrung der Hunde entspricht der der Menschen, d. h. sie ist vorwiegend vegetabil.

Die Quijo ernähren ihre Hunde angeblich mehr schlecht als recht. Selten gibt man ihnen Fleisch; die Tiere leben von den Überresten, die ihre Herren zurücklassen. So fressen sie vorwiegend Maniok, Kochbananen, Fischreste und anderes mehr. Im Umkreis der Ortschaft Loreto wird die Papaya nur als Hundenahrung verwendet.<sup>3)</sup>

Tessmann erwähnt in seinem Werk über die Tschama, die Pano-Gruppen am Ucayali-Fluß, auch deren Hunde, die er als magere und halbverhungerte Individuen schildert.<sup>4)</sup> Seine Äußerungen, nicht nur bezüglich der Hundehaltung, sind teilweise unreflektiert und daher mit Vorsicht aufzunehmen:<sup>5)</sup>

"Aus der Sucht, Wesen zur Verfügung zu haben, an denen er seine Herrschergelüste auslassen kann, die seine Sklaven sind, erklärt es sich auch, daß er diese Unmenge von Hunden hält. In einem einzigen Hause gibt es acht, zehn, zwölf Hunde aller Größen. Man gibt ihnen höchst selten freiwillig etwas zu essen."

Einige Hinweise über Hundeernährung liegen auch aus dem ostbolivianischen Tiefland vor: Nordenskiöld berichtet von einem "nach Art der Weißen" lebenden Araona-Indianer, der dem von dem Forscher mitgeführten Hund "ausgiebig zu fressen" gab, und fügte dieser Beobachtung hinzu:<sup>6)</sup>

"Das mag er von den Chimane- und Moseteneindianern gelernt haben, die ganz unindianisch (sic!) ihre Hunde reichlich füttern."

So berichtet dann Nordenskiöld hier auch von den Chimane und

---

1) BROSEGHINI, 1976, S. 47 ; Siehe auch Kap. C, VI, 2

2) BOTTASSO, 1977, S. 89

3) OBEREM, 1980, S. 192

4) TESSMANN, 1928, S. 82f

5) Ebenda, S. 99

6) NORDENSKIÖLD, 1924, S. 111

Mosetene, daß sie ihre Hunde "hauptsächlich mit Bananen und zwar reichlich" füttern.<sup>1)</sup>

Nordenskiöld geht auch ferner auf die "ausgehungerten" Hunde der Pauserna ein:<sup>2)</sup>

"Sehr unsympathisch berührte es mich, daß die Pauserna ihre Hunde so schlecht behandeln. Diese bekommen kein anderes Futter, als was sie stehlen."

Die gezähmten Wildtiere behandeln die Pauserna dagegen sehr gut.<sup>3)</sup> Auch Snethlage berichtet von den Pauserna (-Guarayú), daß sie ihre Hunde immer noch so behandeln, wie Nordenskiöld von ihnen berichtet hat. Die Hunde sind zwar die treuen Begleiter dieser Indianer, um ihre Ernährung aber müssen sie sich selbst kümmern.<sup>4)</sup> Dieser Sachverhalt wird auch von Riester bestätigt. Er erwähnt die schlechte Verpflegungslage der Hunde bei den Pauserna (-Guarasugwá) und bemerkt, daß auch die Chiquitanos, deren Gebiet weiter südlich liegt, ihre Hunde nicht besser behandeln.<sup>5)</sup>

Aus dem Areal Tapajoz-Madeira berichtet Caspar von den Tupari, daß sie ihre Hunde im allgemeinen mit Futter nicht gerade verwöhnen, sie aber auch nicht verhungern lassen.<sup>6)</sup> Differenzierter und unterschiedlicher ist wahrscheinlich die Verpflegung der Hunde bei den Munduruku. Während Tocantins von den gut ernährten Hunden der Munduruku spricht,<sup>7)</sup> sah Murphy bei dem gleichen Stamm dagegen nur Hunde mit hervorstehenden Rippen, die sich um die Reste von Fischinnereien stritten.<sup>8)</sup> Eine bewußt nachlässige Behandlung stünde aber im Gegensatz zu der Bedeutung, welche der Hund gerade bei den Munduruku in Erzählungen und besonders in der Mythologie genießt.<sup>9)</sup>

Im Areal Xingu-Tocantins erscheint die Verpflegungslage der Hunde auch ein besonderes uneinheitliches Bild abzugeben. Die Hunde der

---

1) NORDENSKIÖLD, 1924, S. 124

2) Ebenda, S. 209f

3) Ebenda, S. 210

4) SNETHLAGE, 1936, S. 282

5) RIESTER, 1972, S. 202

6) CASPAR, 1953, S. 105

7) TOCANTINS, 1877, S. 77

8) MURPHY, 1960, S. 2

9) Siehe Erz.:29-38 ; Kap. D, IV, 3 und Kap. G, II, 1

Kayapo sind gezwungen, ihr Fressen selber zusammenzusuchen. Vor einem Jagdzug erhalten die Hunde jedoch Fleisch, offenbar um dadurch ein aggressiveres Verhalten an den Tag zu legen.<sup>1)</sup> Aber durch Fleisch, ob roh oder gekocht aufgenommen, lassen sich Hunde nach Conrads angeblich nicht scharf machen.<sup>2)</sup>

Nicht schlecht behandelt werden die Hunde bei den Ost-Timbira (Canella). Sie erhalten nach jedem Mahl ihres Besitzers ebenfalls etwas zum Fressen.<sup>3)</sup> Sehr ambivalent ist die Situation der Hunde bei den Tapirapé. Während die Welpen von den Frauen häufig gesäugt werden, erwartet man von einem erwachsenen Hund, daß er für sich selbst sorgen kann.<sup>4)</sup> Die Sherente treten angeblich immer etwas von ihrer Jagdbeute an die für die Jagd sehr wichtigen Hunde ab,<sup>5)</sup> trotzdem werden sie als halbverhungerte Individuen geschildert, die ihr Fressen meist selber zusammenstehlen müssen.<sup>6)</sup> Dagegen wurden die wenigen Hunde, die die Shavante im Jahre 1958 besaßen, nicht zur Jagd verwendet, von diesen aber verhätschelt und gut ernährt.<sup>7)</sup> Die Bororo zeigen zwar ein großes Interesse an der Hundehaltung, um die Verpflegung ihrer Hunde aber kümmern sie sich anscheinend nicht, so daß extrem magere Hundegestalten von den Feldforschern und Missionaren bei ihnen gesehen wurden.<sup>8)</sup> Gleiches wird auch von den Umutina berichtet, bei denen sich die vielen Hunde selbst aus den Abfällen versorgen müssen, Knochen und Gräten fressen und gelegentlich das verschlingen, was sie aus den zufällig auf den Boden abgestellten Töpfen stehlen konnten.<sup>9)</sup>

Von den Indianerstämmen in Ostbrasilien können nur wenige Hinweise aufgeführt werden. Wied-Neuwied fielen bei den Puri die vielen mageren Hunde auf.<sup>10)</sup> Auch die Botokuden füttern seiner Meinung nach ihre mageren Hunde nur äußerst unzureichend.<sup>11)</sup> Bei den

- 
- 1) MEGGERS, 1971, S. 71
  - 2) CONRADS, 1978, S. 92
  - 3) NIMUENDAJU, 1946a, S. 75
  - 4) BALDUS, 1970, S. 458ff
  - 5) MAYBURY-LEWIS, 1965, S. 96f
  - 6) MAYBURY-LEWIS, 1967, S. 37 Fn
  - 7) Ebenda
  - 8) ALBISETTI und VENTURELLI, 1969, Bd. I, S. 97
  - 9) SCHULTZ, 1961-62, S. 163 und 198
  - 10) WIED-NEUWIED, 1825, Bd. I, S. 117
  - 11) Ebenda, Bd. II, S. 132

Canoeiros, die Martius für Reste versprengter Tupi-Gruppen hielt, sah er große und starke Hunde.<sup>1)</sup> Die mit großer Sorgfalt aufgezogenen Hunde dieser Indianer, empfangen, sobald ihr Herr mit dem Abrichten beginnt, nur noch von diesem Speis und Trank,<sup>2)</sup> ein Hinweis, dem zu entnehmen ist, daß für die Canoeiros die Ernährung ihrer Jagdhunde ein wesentliches Anliegen ist.

Völlig unzureichend scheinen dagegen alle Indianergruppen im Gran Chaco ihre Hunde zu ernähren. Krieg, der selbst viele Jahre im Chaco verbrachte, bemerkte hierzu:<sup>3)</sup>

"Die Indianerhunde im Chaco sind fast immer ein Bild des Jammers: dem Verhungern nahe ( ... ) ich habe Hunde zwischen den Hütten verhungert herumliegen sehen ( ... ) Mochten sie zugrunde gehen, man hatte ja noch mehr."

Nur in Notzeiten, meint dieser Forscher, scheinen die Indianer eher dafür zu sorgen, daß einige Hunde am Leben bleiben, da sie ja doch als Wächter und Jagdgehilfen nützlich sind.<sup>4)</sup> Diese sehr eindeutigen Ansichten werden auch in anderen Quellen vertreten. Cardus schreibt über die Chiriguano, sie hielten, obwohl sie nichts hätten, was sie ihnen zum Fressen geben könnten, zahllose Hunde, um, wie sie selbst sagen, einen Gefährten in ihrer Armut zu haben.<sup>5)</sup> Der typische Chaco-Hund ist dürr und halbverhungert berichtet Grubb. Sich sicherlich nicht nur auf die Hunde der Lengua beziehend, meint er:<sup>6)</sup>

"Die Hunde sind Freunde des Menschen, aber man kann nicht sagen, daß die Indianer Freunde des Hundes sind. Im allgemeinen müssen sich die Hunde selbst versorgen. Ewig hungrig sind sie und man muß aufpassen, daß sie nicht zu nahe an Sattel, Stiefel oder Gürtel kommen."

Im Dorfe Tonés der Ashluslay sah Nordenskiöld "ein paar hundert Hunde". Alle diese ausgehungerten Hunde "werden jedoch gut behandelt und nicht geschlagen, obschon die Nahrung nicht für so viele

---

1) MARTIUS, 1867, Bd. I, S. 262

2) Ebenda, S. 261 Fn

3) KRIEG, 1948, S. 114

4) Ebenda, S. 145

5) CARDUS, 1886, S. 245

6) GRUBB, 1911, S. 62

Münder reicht".<sup>1)</sup> Die große Zahl der Hunde bei den Chaco-Stämmen ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die hier herrschenden Umweltbedingungen die Hunde von der Pflege und Hege durch den Menschen nicht in dem Maße abhängig machen, wie dies z. B. im tropischen Urwald der Fall ist.

Im Andengebiet sind Hunde sicherlich auch in vorkolumbischer Zeit immer relativ häufig gewesen. Ihre Behandlung, besonders hinsichtlich der Verpflegung, war demnach wahrscheinlich nicht überall vorbildlich. Auch hier waren die Hunde zum Großteil wahrscheinlich Selbstversorger. Zwar werden auch bei den Aymara von den Frauen Welpen an die Brust genommen, angeblich um die überflüssige Milch absaugen zu lassen;<sup>2)</sup> erwachsene Hunde sind jedoch weitgehend auf sich selbst gestellt. Als repräsentativ für die Behandlung der Hunde im gesamten Andenraum mag das gelten, was Nachtigall über die Hunde der heutigen quechua-sprachigen Bevölkerung im Hochland um Chavin de Huantar schreibt, nämlich, daß Hunde innerhalb der menschlichen Siedlungen sich von "Abfällen und menschlichen Exkrementen zu ernähren" pflegen.<sup>3)</sup> Nicht viel anders werden die Hunde sicherlich auch in anderen andinen Gebieten behandelt. Jedoch bestehen religiöse Vorstellungen, die den Indianern es als vorteilhaft erscheinen lassen, ihre Hunde gut zu füttern.<sup>4)</sup>

Die Situation hinsichtlich Hundeernährung ist in den Gebieten der Pampa und in Patagonien aufgrund der wenigen vorhandenen Hinweise leider nicht sehr übersichtlich. Über die Jagd auf die verwilderten Pferde durch die Pampa-Stämme schreibt Furlong-Cardiff, daß von den erlegten Tieren nur die Rippen, Lenden und Schulterteile gegessen, der Rest aber den Hunden überlassen wird.<sup>5)</sup> Von den Tehuelche berichtet Musters, daß die Hunde selten gefüttert werden. Man erwartet daß sich die Hunde auf den Jagdzügen selbst sättigen. Wie Musters beobachtete, waren jedoch

---

1) NORDENSKIÖLD, 1912, S. 55f

2) VALDA, 1972, S. 101

3) NACHTIGALL, 1966, S. 82

4) Siehe Kap. H, II, 3, a und b

5) FURLONG-CARDIFF, 1936, S. 35

anscheinend von dieser Regel einige Jagdhunde ausgenommen, da diese, falls einmal die Jagdbeute in großen Mengen anfiel mit gekochtem Fleisch versorgt wurden.<sup>1)</sup>

Im extremen Süden des Kontinents, in Feuerland, war für die dortigen Bevölkerungsgruppen der Hund ein nahezu unentbehrlicher Gefährte des Menschen. Ist bei einem Fest der Selknam (Ona) ausreichend Fleisch vorhanden, so lassen diese, wie es heißt, auch ihre Hunde nicht zu kurz kommen.<sup>2)</sup> Ob diese Indianer tatsächlich auch gelegentlich eigens Guanakos jagten, um Fleisch für die Hunde zu besorgen, wie Gallardo meint,<sup>3)</sup> mag bezweifelt werden. Spegazzini berichtet, daß den Hunden der Selknam gelegentlich größere Rationen von Guanakogedärmen überlassen werden. Zu anderen Zeiten begeben sich die Hunde, vom Hunger getrieben, eigenständig auf Jagd.<sup>4)</sup> Die Ernährungssituation der Hunde bei den Yamana erläutert Gusinde:<sup>5)</sup>

"Die Hunde erwarten von ihrem Herrn kaum die geringste Aufmerksamkeit. Nie machen sie sich Hoffnung auf eine regelmäßige Fütterung; denn niemand bequemt sich dazu. Wenn irgendwelche Person in der Hütte oder im Kanu ißt, drängen sich die Hunde wohl heran und warten gespannt, ob einige Brocken für sie abfallen; gehen sie leer aus, fühlen sie das nicht als Enttäuschung. Von Jugend auf haben sie sich damit abfinden müssen, das nötige Futter sich selber zu besorgen. Der Hunger treibt sie an den Strand, wo sie bei Ebbe den äußeren Kalkpanzer der zahlreichen Schalentiere zerbeißen und das Fleisch freilegen. Sie können hohe Sprünge machen und geneigte Baumstämme erklettern. Wenn der Indianer Vögel oder Robbenfleisch auf Ästen nicht gut gesichert hat, versuchen es die Hunde, jene Stücke herunterzuholen. An Felle, die soeben abgezogen wurden, sogar an hartes Leder machen sie sich heran, wenn sie hungrig sind. Selbst das Guanaco greifen einige Hunde gemeinsam an und fressen sich daran satt. Schlafende Vögel oder junge Nesthocker erreichen sie begreiflicherweise bei ihrem ruhelosen Herumstreifen sehr leicht."

---

1) MUSTERS, 1873, S. 144

2) LISTA, 1887, S. 108

3) GALLARDO, 1910, S. 188

4) SPEGAZZINI, 1882, S. 176

5) GUSINDE, 1937, S. 565

Auch bei den Alakaluf sind die Hunde gezwungen, sich ihre Nahrung vorwiegend selbst zu beschaffen.<sup>1)</sup> Ausführlich mit der Ernährungslage des Hundes der Alakaluf beschäftigt sich wiederum Gusinde:<sup>2)</sup>

"Ebensowenig bekümmert sich ein Herr um die nötige Fütterung seiner Hunde, selbst wenn er sie, zum Skelett abgemagert, Tag für Tag herumlungern sieht. Solch ein erbarmenswertes Vieh bleibt ganz auf sich allein angewiesen und wird von jeder Person einfachhin dem eigenen Lose überlassen. Infolgedessen ist jeder Hund ein **S e l b s t v e r s o r g e r**, sei es, daß er in der Wohnhütte seiner Gastgeber nach deren Mahlzeit einige Speisereste zusammensucht, sei es, daß er sich frech vordrängt in der Zeit, da der Indianer einen Seelöwen oder Vogel zerlegt, sei es, daß er selbst sich auf die Suche nach Schalentieren begibt, deren Schale aufbeißt und deren Fleisch roh verzehrt. Im Ernstfalle macht er sich an die frisch abgezogenen Häute irgendwelcher Tiere heran ..."

Als hauptsächlicher Verspeiser von Schalentieren, Fischen und sogar Kräutern wird der Hund auch von Cordova bezeichnet.<sup>3)</sup> Der Hund erscheint bei den Alakaluf als sich vorwiegend ichthyophag ernährendes Haustier, was bereits Fitz-Roy auffiel.<sup>4)</sup> Die Ernährungssituation ist demnach für die Hunde der sogenannten Wassernomaden, Yamana und Alakaluf und wahrscheinlich auch Chono, im wesentlichen ähnlich; sie müssen als reine Selbstversorger ein karges Leben fristen. Ihre Situation ist vergleichbar mit den Hunden der Eskimo.<sup>5)</sup> Dagegen scheinen die vorwiegend dem Guanako nachstellenden Selknam, die als spezialisierte Jäger anzusehen sind, doch gelegentlich ihren Hunden bewußt fleischliche Nahrung zukommen zu lassen.

Um Verallgemeinerungen zu vermeiden erschien es sinnvoll, die die Hundeernährung betreffenden Hinweise ausführlicher darzulegen. Sind die Angaben der einzelnen Beobachter auch häufig subjektiv

---

1) GUSINDE, 1974, S. 312

2) Ebenda, S. 314

3) CORDOVA bei GUSINDE, 1974, S. 314

4) FITZ-ROY bei GUSINDE, 1974, S. 312

5) Siehe hierzu z. B. PETERS, 1939

gefärbt und zum Teil widersprüchlich, so zeichnen sich doch einige konkrete Ergebnisse ab: Vonden "ewig hungrigen und entsprechend scharfen Indianer-Hunden" der Waika (Yanoama) war bereits die Rede.<sup>1)</sup> Zerries wirft hier eine entscheidende Frage auf: "Vielleicht ist jedoch das weitgehende Verweigern der Nahrung eine Methode, die Schärfe der Hunde für die Jagd zu erhalten".<sup>2)</sup> So berichtet auch Gillin über die Hunde der Kariben am Barama-Fluß in Guayana, daß sie einem Jagdhund vor einem Jagd-zug einen ganzen Tag lang nichts zu fressen geben, damit das Tier dann ein stärkeres Eigeninteresse an dem Aufstöbern des Wildes bekunde.<sup>3)</sup> Auch die Warrau verpflegen angeblich ihre Hunde deshalb so ungenügend, weil sie sich während der Jagd von hungrigen Hunden mehr Aktivität versprechen als von satten.<sup>4)</sup> Snethlage schreibt, auf die Hunde der Guajajára eingehend, daß diese wie lebende Gerippe aussehen und sich in dieser Hinsicht jedoch auch nicht von denen der brasilianischen Ansiedler unterschieden. Letztere würden behaupten, ein guternährter Hund sei für die Jagd nicht von Nutzen. "Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Eingeborenen ähnlich denken, obgleich sie sich verhältnismäßig selten von ihren Hunden begleiten lassen", berichtet Snethlage weiter über die Guajajára, bei denen die Jagd allerdings heute keine große Rolle mehr zu spielen scheint.<sup>5)</sup> Wie ich bereits zeigte, kümmern sich die Jivaro sehr um die Ernährung ihrer Hunde. Dicke oder gar überfütterte Hunde kann man aber auch bei den Shuar nirgends sehen. Auf meine Frage, woran ein guter Jagdhund erkennbar sei, meinten meine Gesprächspartner immer einstimmig: "an dem hageren Körperbau". Kynologisch exakter formuliert heißt das, daß ein guter Jagdhund an seinem "athletischen Gebäude" zu erkennen ist.

Die hier erwähnten Vorstellungen, daß ein hungriger Hund eher zur Jagd tauglich, kann sicherlich als einer der Gründe für die meist ungenügende Verpflegung dieser Tiere angesehen werden. Bei der Hundeabrichtung greifen die Indianer auf die natürlichen

---

1) ZERRIES, 1964, S. 61

2) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 258

3) GILLIN, 1936, S. 8

4) WILBERT, 1972, S. 97

5) SNETHLAGE, 1930, S. 124f

Veranlagungen des Hundes zurück. So glauben sie, die Jagdtauglichkeit ihrer Hunde zusätzlich steigern zu können, indem sie diesen die Nahrung vorenthalten.

Es scheint darüber hinaus überall dort, wo Hunde sehr zahlreich sind, die Tendenz zu bestehen, daß diese recht nachlässig behandelt werden. Verfügt eine Gruppe nur über wenige Hunde, so werden diese, ähnlich den gezähmten Wildtieren, ernährungsmäßig recht gut versorgt.

Offene Gelände, Savannen und Steppen, bieten für Hunde die idealen Lebensbedingungen, während der Urwald nicht dem natürlichen Habitat von Wölfen und damit auch nicht von Haushunden entspricht.

Während in Urwaldregionen der Mensch nur durch Pflege und Fürsorge und entsprechende Kenntnisse die Hundehaltung erst ermöglicht, vermehren sich Hunde in den offenen Gebieten eher von selbst und treten daher auch in weit größerer Zahl auf.<sup>1)</sup> Ähnlich den herumstreunenden Pariahunden in südasiatischen Städten führen sie ein Dasein am Rande der menschlichen Gemeinschaft, werden gerade noch geduldet, sind aber in der Ernährung einzig und allein auf sich selbst angewiesen.

Für das Verständnis der Stellung des Hundes bei den Indianern ist von gewisser Relevanz, daß diejenigen Indianer, die ihren Hunden Nahrung zu geben pflegen, diese stets in besonderen "Futternäpfen" reichen. Häufig werden zu diesem Zweck Schildkrötenpanzer als Gefäß verwendet. Huxley z. B. sah bei den Urubu, daß Schildkrötenpanzer als Sitzgelegenheiten für Menschen aber auch als Futternäpfe für die Hunde verwendet wurden.<sup>2)</sup> Oft geben die Indianer ihren Hunden aber auch aus alten oder zerbrochenen Kalabassengefäßen zu fressen, wie es z. B. von den Shuar berichtet wird.<sup>3)</sup> Ich selbst sah bei den Shuar längs aufgeschlagene Bambusinternodien und zunehmend auch alte zerbeulte Aluminiumtöpfe als Futternäpfe in Verwendung.

Offenbar bekommen die Hunde gelegentlich auch in demselben Speisgeschirr ihr Fressen gereicht, aus welchem auch die Indianer

---

1) Infolge der für sie idealen Umweltsbedingungen verwilderten in nachkolumbischer Zeit in den Pampas um Buenos Aires Haushunde. Siehe hierzu z. B. GALLARDO (1963, S. 70ff).

2) HUXLEY, 1956, S. 49

3) BIANCHI, 1976, S. 80

ihre Nahrung zu sich nehmen. So berichtet Becher von den Surara und Pakidai, daß diese nach eingenommener Mahlzeit die Eßschalen und Töpfe mit den Speiseresten ihren Hunden hinstellten. Nach den Ausführungen von Becher übernehmen die Hunde damit zugleich auch die Reinigungsarbeit, da seiner Meinung nach das Eßgeschir von diesen Indianern nur selten gereinigt wird.<sup>1)</sup>

Im Zusammenhang mit der Ernährung der Hunde werden den Tieren häufig gewisse Vorschriften auferlegt: Bei den Urubu muß eine Mündin, sobald sie Welpen hat, ähnlich einer in Seklusion befindlichen Frau, neben einer Reihe von sonstigen Geboten auch bestimmte Speisevorschriften einhalten. Die Mündin darf dann - aus verständlichen Gründen - nicht auf die Jagd mitgenommen werden. Als Nahrung erhält sie hauptsächlich Maniokmehl und Schildkrötenfleisch. Von dem zu dieser Zeit erlegten Wildbret darf die Mündin nichts erhalten. Nach Ansicht der Indianer würden dann die Welpen sterben, auch der Jäger würde seines Jagdglücks verlustig gehen.

Unabhängig von diesen Tabus ist es den Hunden allgemein nicht erlaubt, Vögel zu fressen. Bei den Urubu ist es auch Kindern unter zehn Jahren verboten, Vogelfleisch zu essen.

Hunde werden von diesen Indianern zwar als menschenähnliche Wesen betrachtet, da sie die gleiche Nahrung zu sich nehmen, aber man hält sie für eine Art kindliche Wesen, die nie erwachsen werden können und daher in erhöhten Maßen übernatürlichen Gefahren ausgesetzt sind. So ist auch das für Hunde auf Lebzeiten ausgedehnte Gebot zu verstehen, Vogelfleisch zu meiden.<sup>2)</sup>

Eine ähnliche Vorstellung hinsichtlich der Meidung von Vögeln als Hundenahrung wird von den Indianern aus dem ehemaligen British Guayana berichtet. Nach deren Ansicht wird ein Hund toll und stirbt, sobald er das Blut eines Powie (*Crax alector*, Hockohuhn) aufleckt oder auch nur mit den blutigen Federkielen in Berührung kommt. Das ungekochte Fleisch des Powie soll auf Hunde die gleiche Wirkung haben.<sup>3)</sup> Diese Angaben sind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf eine tatsächliche Wirkung hin überprüft

---

1) BECHER, 1960, S. 90

2) HUXLEY, 1956, S. 84f

3) BROWN, 1876, S. 366

worden. Wie Brown von seinen Informanten gehört haben will, soll durch den Genuß dieses Fleisches nicht nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit beim Hunde aufkommen, sondern es soll sich tatsächlich um eine Art permanenten Irrsinns handeln.<sup>1)</sup> Brown wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob nicht etwa Tollwut auch durch den Genuß einer bestimmten Nahrung übertragen werden kann.<sup>2)</sup> Theoretisch könnte jedes warmblütige Tier mit Tollwut infiziert werden.

Über die Speisevorschriften der Mahekodotedi gibt Zerries nähere Auskunft:<sup>3)</sup>

"Gefangen und gegessen werden alle Arten von Fischen ('yudi') mit Ausnahme des Zitterraales 'yahediba' (Gymnotus) und des Stachelrochens 'yamalo' oder 'shibardia' (Potomotrygon, Paratrygon), dessen Genuß sogar den Hunden aus unbekanntem Gründen verboten ist."

Speisevorschriften werden Hunden gegenüber häufig sehr streng gehandhabt. Dies wird besonders deutlich bei denjenigen jägerischen Vorstellungen, die das sogenannte Knochentabu betreffen und an anderer Stelle näher behandelt werden.<sup>4)</sup>

### III. Aufzucht und Pflege der Hunde

Wie oben gezeigt, werden die Hunde von den Indianern vor allem im Welpenalter umsorgt und mit viel Liebe aufgezogen. Später, wenn die Hunde einmal erwachsen sind, erwartet man, daß sie sich selbst versorgen; sie erfahren dann häufig wenig oder gar keine Pflege und Fürsorge.

#### 1. Am Beispiel Guayana

Bedeutend ist die Hundehaltung im Kulturareal Guayana vor allem bei den Stämmen des Waldlandes, denn diese sind in weit höherem Maße von der Jagd - und damit der Mithilfe von Hunden - abhängig

---

1) BROWN, 1876, S. 366

2) Ebenda

3) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 263

4) Siehe Kap. C, VI, 2

als die Stämme der Savanne. Diese Waldlandindianer ziehen mit großer Sorgfalt ihre Jagdhunde auf. Sie halten ihre Jagdhunde auf speziell für diese errichteten Plattformgestellen<sup>1)</sup> und gewähren ihnen keinen freien Auslauf innerhalb des Hauses oder des Dorfplatzes.<sup>2)</sup> Hinsichtlich der Pflege, die diese Indianer ihren Tieren zuteil werden lassen, wird auch von besonderen hygienischen Maßnahmen berichtet. Die Hunde werden regelmäßig gewaschen und die Mitten bewußt frei von Unrat und üblichen Gerüchen gehalten.<sup>3)</sup> Die Aruak am Pomerook-Fluß haben ein besonderes Mittel, um einem unsauberen Hund bessere Manieren beizubringen. In einem solchen Fall, nehmen sie eine unter der Bezeichnung sen-sen bekannte Bienenart und lassen die Biene den Hund unterhalb seines Schwanzansatzes stechen. Die Aruak glauben, daß diese Behandlung den gewünschten Erfolg zeigt und der betreffende Hund seine größeren Geschäfte fortan in einiger Entfernung vom Hause verrichtet.<sup>4)</sup>

Im allgemeinen sind es die Frauen, denen die Pflege der Hunde obliegt. Sie holen die Hunde von ihren Plattformen und tragen sie nicht nur auf längeren Reisen, sondern auch auf kürzeren Strecken, wie etwa zum Fluß, um sie dort zu baden. Morgens und abends lösen sie die Tiere zusätzlich von ihren Plattformen, tragen sie in einige Entfernung vom Hause und gewähren ihnen dann den notwendigen Auslauf. Anschließend tragen sie die Hunde wieder ins Haus zurück. Das bewußte ständige Tragen der Hunde dient dazu, daß diese nicht mit dem Staub des Dorfplatzes in Berührung kommen, wo sich mit Vorliebe die Sandflöhe aufhalten; man will vermeiden, daß sich diese in den Pfoten der Hunde festsetzen.<sup>5)</sup> Nicht nur in diesem Kulturareal findet sich auch die Sitte weitverbreitet, daß die Frauen den zahmen jungen Wildtieren und den Welpen, die Brust reichen.<sup>6)</sup>

Bei den Wanderungen der Makuschi - wie auch anderer Indianerstämme - sind es immer die Frauen und jungen Mädchen, welche die Welpen und die größeren Lieblingshunde tragen.<sup>7)</sup> Bei den Makuschi gebrauchen zwar die Männer die Hunde zur Jagd. Zu allen anderen

---

1) Siehe Anhang, Fig. 3

2) FARABEE, 1924, S. 42

3) Ebenda, S. 253

4) ROTH, 1924, S. 554f

5) FARABEE, 1924, S. 43

6) ROTH, 1924, S. 551 ; Siehe auch Kap. E, III, 5

7) SCHOMBURGK, 1841, S. 259

Zeiten kümmern sich ausschließlich die Frauen um die Tiere.<sup>1)</sup> Von den Kariben am Barama-Fluß wird berichtet, daß sie Hündinnen mit großer Sorgfalt eine Wochenstube einrichten. Eine Mulde im Boden der Hütte wird mit Holzstücken eingegrenzt, mit Blättern ausgefüllt und auf diese Weise als Welpenstube vorbereitet. Eine gebärende Hündin rückt dann für mehrere Stunden in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Hausbewohner. Vor allem die Kinder sind dann anwesend und versuchen auf ihre Art der Hündin beizustehen.<sup>2)</sup> Auch die Taruma, so wird berichtet, pflegen ihre (Jagd-) Hunde mit größter Sorgfalt. Auch sie gestatten es ihren Hunden nicht, frei herumzulaufen und halten diese, wenn sie nicht gerade mit den Jägern auf Pirsch sind, auf den Plattformgestellen fest angebunden. Diese Vorsorge wird vor allem vorgenommen, um, wie es immer heißt, deren Füße frei von Sandföhen<sup>3)</sup> zu halten.<sup>4)</sup> Bei den Waiwai wird ein Welpe gleich nach der Geburt in einem Aufguß aus verschiedenen nicht näher erläuterten Wurzelraspeln gewaschen, was ihn stärken soll. Stirbt die Hündin, oder ist sie sehr schwach, werden die Welpen von einer Indianerin gestillt.<sup>5)</sup> Regelmäßig tragen die Frauen die Hunde ins Freie, damit diese weitab der Hütten ihre Notdurft verrichten können. Auch waschen sie die Tiere regelmäßig.<sup>6)</sup> Vollkommen stubenrein sind nach Guppy die Hunde der Waiwai. Verspüren die Hunde einen gewissen Drang, so machen sie sich durch Heulen bemerkbar und werden dann von den Frauen ins Gebüsch getragen.<sup>7)</sup> Dieser Sachverhalt wird auch von Yde bestätigt, der erwähnt, daß die meist auf Plattformbänken angebundenen Hunde der Waiwai von Zeit zu Zeit frei gelassen werden. Nirgends sah er Hundexkremeate, weder in den Häusern noch in deren unmittelbaren Umgebung.<sup>8)</sup> Auch sie tragen die Welpen und Lieblingshunde fast ständig, auch bei längeren Wanderungen auf eine Art und Weise,<sup>9)</sup> die anscheinend für alle

1) FARABEE, 1924, S. 59

2) GILLIN, 1936, S. 45

3) *Tunga penetrans* ;

"Die Larven der Sandflöhe bevorzugen sandige Stellen zur Entwicklung, wie sie in der Nähe der Häuser und in den Hütten der Eingeborenen überall vorkommen" ( ZUMPT, 1979, S. 430).

4) FARABEE, 1918, S. 51

5) GUPPY, 1954, S. 114

6) GUPPY, 1958, S. 252 ; YDE, 1965, S. 20 und 118f

7) GUPPY, 1954, S. 113

8) YDE, 1965, S. 20f und 118

9) Siehe Anhang, Fig. 4

Beteiligten recht bequem ist.<sup>1)</sup> Die Hundeplattformen sind bei den Waiwai in den Häusern recht tief angebracht, um die Sicht der Bewohner nach Außen nicht zu versperren.<sup>2)</sup> Außerdem sind die Häuserwände aus aufgesplitterten starken Euterpe-Stämmen<sup>3)</sup> gefertigt, womit verhindert werden soll, daß sich Jaguare die Hunde schnappen.<sup>4)</sup>

Über die Aparai schreibt Speiser:<sup>5)</sup>

"Großen Abscheu erregen bei dem Indianer dagegen die Exkremente der Hunde, und sollten sich, trotz beständiger Beobachtung der Tiere, solche in der Nähe des Hauses finden, so werden sie sorgsam mit zwei Brettchen aus dem sandigen Boden aufgehoben und ins Dickicht getragen. Der Indianer selbst ist in allen seinen physiologischen Äußerungen sehr reinlich und manierlich."

Bei den Yanoama-Gruppen läßt sich die pflegerische Fürsorge für die Hunde wie folgt charakterisieren: Bei Wanderungen werden die Welpen besonders von den Frauen und Mädchen, gelegentlich auch von den Burschen in Körben getragen. Von Helena Valero ist folgendes Beispiel übermittelt worden:<sup>6)</sup>

"Eine Hündin, die er (Fusiwe, ein Dorfhauptling, der Verf.) am meisten liebte, hatte junge Welpen geworfen. Mein Sohn Maramawe trug sie unterwegs in einem Korb. ( ... ) Er band den Baumrindenstreifen fest an den Korb, damit der Junge ihn tragen konnte."

Obwohl bei den Yanoama die Pflege der Tiere größtenteils den Frauen obliegt,<sup>7)</sup> kann auch von einem innigen Verhältnis der Männer zu ihren Hunden gesprochen werden. Diese greifen auch gelegentlich aktiv in die Pflege ihrer Tiere ein, wie aus einem Beispiel zu ersehen ist, wonach ein Indianer seinem Hund die Fliegenmaden aus der Haut entfernte.<sup>8)</sup> Die Hunde werden von den

---

1) GUPPY, 1954, S. 113

2) GUPPY, 1958, S. 227 ; siehe Anhang, Fig. 3

3) Eine genaue botanische Bezeichnung wird nicht gegeben.

4) GUPPY, 1958, S. 115

5) SPEISER, 1926, S. 131

6) BIOCCA, 1972, S. 241

7) ZERRIES und SCHUSTER, 1974, S. 258f

8) Ebenda, S. 258

Yanoama als dem Menschen wesensverwandt angesehen, und häufig geben die Frauen den Welpen die Brust.<sup>1)</sup> Auch Polykrates bestätigte das enge Verhältnis besonders der Frauen zu ihren Hunden:<sup>2)</sup>

"Trotz der Mißhandlungen aber, denen diese Tiere ausgesetzt sind, scheinen die Frauen und Mädchen an ihnen zu hängen. So war ich überrascht zu sehen, daß die Besitzerinnen einiger Köter, die während einer Jagd wegen schlechten Jagdverhaltens mit Pfeilen erschossen worden waren, über den Tod ihrer Tiere einen ganzen Tag lang bitterlich weinten."

Oft sah Polykrates, daß die Frauen die Welpen an die Brust nahmen. Plattformen für die Hunde, wie sie Becher bei den Surara und Pakidai fand, sah Polykrates bei den von ihm besuchten Yanoama-Gruppen nicht. Bei diesen Indianern laufen die Hunde frei; sie werden nicht angebunden. Die Hunde legen sich um das Feuer und halten sich sogar in der Asche auf.<sup>3)</sup> Daß die Indianer allgemein großen Wert auf Reinlichkeit legen konnte Polykrates auch bei den Wawanueteri und Pukimpueteri beobachten:<sup>4)</sup>

"Die Erwachsenen treten im schnell fließenden Fließchen aus, immer unterhalb des Dorfes. Auch die Kleinkinder werden zum Fluß getragen, falls jedoch die Zeit zu knapp ist, wirft man hernach die Exkremeute außerhalb des Dorfbereiches in den Wald. Das gleiche gilt auch für die Exkremeute der zahlreichen Hunde, so daß das Dorf in dieser Hinsicht stets rein gehalten wird."

Es wurde bereits erwähnt, daß die Surara und Pakidai ihre gut abgerichteten Jagdhunde sehr liebevoll pflegen, während die übrigen Hunde auch von ihnen eher nachlässig behandelt werden. Jede Familie, die Hunde besitzt, meist sind es ein bis zwei Tiere, errichtet hinter der Feuerstelle ein "Hundebett", wie es auch bei anderen Indianern in Guayana üblich ist.<sup>5)</sup> Eine Abbildung eines derartigen Schlafgestells für Hunde befindet sich im Anhang.<sup>6)</sup>

---

1) BIOCCA, 1972, S. 154

2) POLYKRATES, 1969, S. 138

3) Ebenda

4) Ebenda, S. 44

5) BECHER, 1960, S. 86

6) Siehe Anhang, Fig. 5

Eine besondere Maßnahme, die viele Indianerstämme Guayanas zur Gesunderhaltung ihrer Hunde ergreifen, ist die Errichtung einer Hundebank, durch welche verhindert werden soll, daß die Hundepfoten von Insekten, vor allem von Sandflöhen befallen werden, was die Jagdtauglichkeit schwer beeinträchtigen würde.

Bereits Brett beschrieb eine Hundebank der Akawoio.<sup>1)</sup> Bei den Indianern am Mazaruni-Fluß sah Brown Plattformen, auf denen die guten Jagdhunde angebunden waren.<sup>2)</sup> Spätere Berichte erwähnen häufig diese besondere Einrichtung, die anscheinend hauptsächlich bei karibischen Stämmen Guayanas verbreitet zu sein scheint. Belege für das Vorhandensein von Hundebänken, oft auch als "Plattformen" oder "Hundebetten" bezeichnet, liegen über folgende Stämme vor: Akawoio<sup>3)</sup>, Makuschi<sup>4)</sup>, Waiwai<sup>5)</sup>, Kashuyana<sup>6)</sup>, Aparai<sup>7)</sup>, Taruma<sup>8)</sup>, Oyampi<sup>9)</sup> und Surara und Pakidai<sup>10)</sup>. Die genannten nicht karibischen Stämme, d. h. Taruma, Oyampi, Surara und Pakidai scheinen diese Einrichtung der Hundebank von den Kariben übernommen zu haben.

Bei der Hundebank handelt es sich im allgemeinen um eine etwa 1 m hohe Plattform, die gelegentlich mit Seitenwänden versehen ist. Auf dieser Plattform schlafen die Hunde, und auf ihr verbringen sie, natürlich angebunden, die meiste Zeit, soweit sie nicht gerade zur Jagd benötigt werden. Die Ausgestaltung der Hundebank scheint innerhalb dieses engen geographischen und kulturellen Areals ziemlich einheitlich zu sein.

Die Waiwai bezeichnen die Hundebank mit "shapáriapon"<sup>11)</sup>.

Genauere Größenangaben gibt Roth von den Bänken, welche die Makuschi für ihre Hunde verwenden. Generell scheint die Höhe dieser Plattformen bei diesem Stamm nicht genau festgelegt zu sein.<sup>12)</sup>

- 
- 1) BRETT, 1868, S. 137
  - 2) BROWN, 1876, S. 53
  - 3) BRETT, 1868, S. 137
  - 4) ROTH, 1924, S. 554 ; FARABEE, 1924, S. 42
  - 5) GUPPY, 1954, S. 113 ; FOCK, 1963, S. 197 ; YDE, 1965, S. 158
  - 6) POLYKRATES, 1957, S. 135
  - 7) SPEISER, 1926, S. 156
  - 8) FARABEE, 1918, S. 51
  - 9) BAUVE, 1833-34, S. 219 bei METRAUX, 1928a, S. 94
  - 10) BECHER, 1960, S. 14 und 86
  - 11) YDE, 1965, S. 158 ; shapári = Hund, apón = Bank, Sitz
  - 12) ROTH, 1924, S. 554

In einem Makuschi-Dorf am oberen Rupununi-Fluß sah Roth eine etwa 60 cm über dem Boden gelegene, 120 cm lange Hundebank. Diese bestand aus vier senkrecht angebrachten Stangen, auf welchen zwei waagrecht liegende Latten ruhten. Auf diese waren vier weitere Latten über Kreuz gebunden, auf welchen ein Rindenstück als Unterlage für die Hunde lag. Woanders waren die Plattformen meist in einer Höhe von 120 - 150 cm angebracht.<sup>1)</sup>

Bei den Surara und Pakidai, die zu den Yanoama zu rechnen sind, fand Becher die Hundebank ebenfalls vor. Er beschreibt sie als ein quadratisches oder rechteckiges 50 - 100 cm langes Holzgerüst, auf dem sich in 100 cm Höhe die Plattform befindet. Ferner ist die Bank mit 30 - 50 cm hohen Seitenwänden versehen.<sup>2)</sup> Eine Hundebank der Surara und Pakidai ist im Anhang wiedergegeben worden (Fig. 5).

Zum Verbinden der einzelnen Stangen verwenden die Waiwai die feste, in langen, schmalen Streifen ablösbare Rinde eines Baumes, den sie turú, gelegentlich auch turuimo<sup>3)</sup> nennen.<sup>4)</sup>

Obwohl in den Quellen keine genaueren Angaben darüber enthalten sind, für wie viele Hunde jeweils eine Hundebank hergestellt wird, steht fest, daß es sich hierbei nicht um ein individuelles "Möbel" für einen Hund handelt, sondern daß sich je nach Anzahl der vorhandenen Hunde mehrere die Plattform teilen müssen.

Hunde werden auf den Plattformen grundsätzlich angebunden. Die dazu verwendete Hundeleine (shapárimorín bei den Waiwai; siehe Abbildung im Anhang!) besteht aus einem dicken Stock, an dessen beiden Enden Schnüre angebracht sind. Die kürzeren Schnüre auf der einen Seite werden dem Hund um den Hals gebunden. Die längere Schnur am anderen Ende des Stabes wird an der Hundebank oder an einem Hauspfosten befestigt. Der besondere Wert dieser Anbindetechnik liegt darin, daß es dem Hund unmöglich gemacht wird, das leichte Fasermaterial der Schnüre durchzubeißen.<sup>5)</sup> Der Hund kann mit seinem Fang nur den Stock erreichen. Dieser ist etwa 50 cm lang; bei den Waiwai wird er meist aus einem alten nicht mehr

---

1) ROTH, 1924, S. 554

2) BECHER, 1960, S. 14

3) Eine genaue botanische Bezeichnung liegt nicht vor.

4) YDE, 1965, S. 88

5) Siehe Anhang, Fig. 3

gebrauchten Bogen hergestellt.<sup>1)</sup> Auch bei anderen Indianerstämmen in Südamerika scheint diese Anbindtechnik verbreitet zu sein.<sup>2)</sup>

In den Mehrfamilienhäusern der Waiwai hat jede Familie ihre eigene Abteilung und eine eigene Hundebank, welche sich an der Innenseite des weit auf den Boden reichenden Daches befindet.<sup>3)</sup>

Bei den Kashuyana (Kashuena) befindet sich die Plattform für die Hunde an der Ostseite des Wohnhauses.<sup>4)</sup>

Auch bei den Akawoio<sup>5)</sup> und Makuschi<sup>6)</sup> befinden sich die Hundebänke immer innerhalb der Häuser. In den einen kreisförmigen Grundriß aufweisenden Taruna-Häusern sah Roth die Hundebänke entlang der inneren Hauswand angebracht.<sup>7)</sup> Auch in den großen, ovalen Windschirmsiedlungen der Surara und Pakidai hat jede

Familie im Hintergrund ihres Wohnsektors ihre eigene Hundebank.<sup>8)</sup>

Die Hundebänke sind jedoch nicht nur die nächtlichen Ruhestätten der Hunde. Auch tagsüber verbringen die Tiere die meiste Zeit auf ihnen. Nur dann, wenn sie mit ihrem Herrn auf Jagd gehen, oder ihren regelmäßigen Auslauf erhalten, werden sie losgebunden und häufig auch noch ein Stück über den sandigen Boden bis in den Wald getragen.<sup>9)</sup> Zwei- bis dreimal am Tage werden bei den Waiwai die Hunde zum naheliegenden Fluß zur Abkühlung und zur Erledigung ihrer Bedürfnisse getragen.<sup>10)</sup> Auch die Makuschi tragen ihre Hunde täglich zum Fluß und lassen sie mehrmals am Tage für eine Weile frei herumlaufen;<sup>11)</sup> ähnlich werden sich auch die anderen Indianerstämme dieses Areals ihren Hunden gegenüber verhalten. Ob auch die Surara und Pakidai den Hunden Gelegenheit zum Auslauf außerhalb der Siedlung geben, wird in

---

1) YDE, 1965, S. 118

2) Siehe z. B. bei den Aparai (SPEISER, 1926, S. 156f) und Yaruro (PETRULLO, 1939, S. 169). Bei den Chamacoco sah sie BALDUS (1931a, S. 18). Nach BALDUS (ebenda) wird die gleiche Befestigungsart auch von den Südseeinsulanern verwendet.

3) FOCK, 1963, S. 197

4) POLYKRATES, 1957, S. 135

5) BRETT, 1868, S. 137

6) FARABEE, 1924, S. 42

7) ROTH, 1929, S. 95

8) BECHER, 1960, S. 14 und 86

9) ROTH, 1929, S. 94

10) GUPPY, 1954, S. 113

11) FARABEE, 1924, S. 43

der behandelten Quelle nicht erwähnt, dürfte aber aus hygienischen Gründen wahrscheinlich sein. Jedoch ist auch von den anderen Yanoama-Gruppen nicht anzunehmen, daß sie die Hunde so häufig tragen, wie diese in fast übersteigertem Maße bei den Waiwai geschieht.

Die Ursache für die besondere Behandlung der Hunde, die sich in dem häufigen Tragen der Hunde und im Vorhandensein der Hundebänke ausdrückt, ist in dem Bemühen der Indianer zu sehen, ihre Hunde vor körperlichen Schäden zu schützen. Gefürchtet ist, wie erwähnt, vor allem der Sandfloh (*Tunga penetrans*), der sich bevorzugt auf den sandigen Dorfplätzen aufhält, kaum jedoch im Urwald. Das Flohweibchen dringt unter die Oberschicht der Hornhaut und bevorzugt dabei die Stellen unter den Nägeln und auch zwischen den Zehen. Einmal eingedrungen, schwillt das Sandflohweibchen etwa auf die Größe einer Erbse an und sondert seine Eier ab.<sup>1)</sup> Ein von Sandflöhen befallener Hund leidet Schmerzen und ist nicht jagdtauglich.

Die Hundebank stellt eine Vorrichtung dar, um die Hunde vorsorglich vor diesen und möglicherweise auch noch anderen Insekten zu schützen.

Von den Waiwai berichtet Yde, daß sie sogar bei Wanderungen ihre provisorischen Hütten mit Hundebänken für die mitgeführten Hunde ausstatten.<sup>2)</sup>

Daß in anderen Gebieten Südamerikas, in denen ebenfalls der Sandfloh verbreitet ist, Hundebänke seltener sind, liegt sehr wahrscheinlich an der außergewöhnlichen Bedeutung, die dem Hund als Jagdgefährten bei diesen Indianerstämmen Guayanas zukommt.

Über Herkunft und kulturgeschichtliches Alter der Hundebank konnten bis jetzt keine genaueren Erkenntnisse gewonnen werden. Sicher ist sie jedoch als ein auf wenige Stämme beschränktes karibisches Element anzusehen, welches eindeutig mit der Verwendung von gut ausgebildeten Jagdhunden in Zusammenhang steht. Es darf daher vermutet werden, daß die Hundebank und die Verwendung von Jagdhunden nicht nur eng miteinander verbunden sind, sondern

---

1) ZUMPT, 1979, S. 429f

2) YDE, 1965, S. 118

auch auf das gleiche kulturgeschichtliche Alter zurückblicken. Bei den Surara und Pakidai stellt die Verwendung der Hundebank wahrscheinlich eine Übernahme von den karibischen Nachbarn dar. Polykrates, der selbst die Hundebank bei den Kashuyana sah, fand sie bei den Wawanaueteri und Pukimapueteri nicht vor.<sup>1)</sup> Von den Yanoama-Gruppen scheinen also nur die Surara und Pakidai diese Konstruktion zu verwenden. Möglicherweise erwarben sie dieses Kulturgut zusammen mit den durch andere Stämme ausgebildeten Jagdhunden. Falls die "Hundehütte" der Oyampi auch als eine mit einem Dach versehene Hundebank anzusehen ist, so dürfte es sich bei ihnen ebenfalls um eine kulturelle Entlehnung handeln; das wird auch durch die Tatsache bekräftigt, daß die tupi-sprachigen Oyampi sich erst in verhältnismäßig neuerer Zeit nördlich des Amazonas niederließen.

Von den Indianern besonders geschätzte Jagdhunde haben zuweilen bei einigen dieser Stämme an Stelle eines Platzes auf der Hundebank ihre eigene Hängematte. Bei den Makuschi sah Farabee eine Hängematte für Hunde, die aus einem breiten Stück Rindenstoff gefertigt war, dessen Enden mit einer Schnur zusammengebunden wurden.<sup>2)</sup> Dieselbe kleine Hängematte für Hunde fand er auch bei den Wapischana vor.<sup>3)</sup> Ebenso wird das Vorhandensein von individuellen Hängematten für Hunde von den Waiwai berichtet.<sup>4)</sup> Da Guppy von "fishnet-weave hammocks" spricht, sind diese Hängematten offenbar nicht aus Rindenstoff, sondern sind als Miniaturmodelle der üblichen bei diesem Stamm hergestellten Hängematten aufzufassen.<sup>5)</sup>

Allgemein nehmen die Indianer gelegentlich besonders liebge-  
wonnene Tiere zu sich in die Hängematte, bzw. lassen sie ihre  
Hunde in der untertags weniger benutzten eigenen Hängematte  
ruhen. Diese Gewohnheit ist sicherlich in Südamerika weitver-  
breitet, besonders auch dort, wo der Hund hauptsächlich als  
"Schoßtier" angesehen wird und die Indianer eine besonders emo-  
tionelle Beziehung zu ihm entwickeln.

---

1) POLYKRATES, 1957, S. 135 ; 1969, S. 138

2) FARABEE, 1924, S. 26

3) FARABEE, 1918, S. 29

4) GUPPY, 1954, S. 112f ; YDE, 1965, S. 161

5) GUPPY, 1954, S. 112 ; siehe ferner Anhang, Fig. 3

## 2. Hundepflege in anderen Kulturarealen Südamerikas

Im Areal Nordwestamazonien gibt es große, schöne und wohlgepflegte Jagdhunde bei den Tukano und Yahuna.<sup>1)</sup> Auch die Indianer des Caquetá-Gebietes werden sehr gut versorgt. Häufig besitzen bei ihnen die Hunde eine eigene Plattform im Haus, auf der sie schlafen. Sie sollen dadurch vor den Sandflöhen geschützt werden.<sup>2)</sup>

Von den Indianern der Montaña sind vor allem die Jivaro herauszu greifen. Bei diesen werden die Welpen hochgeschätzt und von Frauen gut versorgt; gelegentlich sieht man, wie sie zugleich einen Welpen und ihr eigenes Kind stillen.<sup>3)</sup> Hat eine Hündin geworfen, so hält eine der Frauen des Besitzers eine Art Couvade ein, die darin besteht, daß sich die Frau neben der Hündin auf das Plattformbett niederlegt. Die Welpen sollen dadurch vor einem etwaigen "übernatürlichen Schaden" bewahrt werden. Auch im Erwachsenenalter pflegt der Hund neben seinen Besitzern zu schlafen.<sup>4)</sup> Ich selbst konnte bei den Shuar beobachten, mit welcher Sorgfalt diese für eine trächtige Hündin die Wochenstube herrichten, bestehend aus einem aufgerollten und am Boden befestigten Stück Rinde des Balsaholzbaumes. Das Innere wird mit trockenen und zerkleinerten Bananenblättern ausgelegt, damit es die Welpen möglichst weich und bequem haben.<sup>5)</sup>

Von den Yurakare im ostbrasilianischen Tiefland wird berichtet, daß sie ihre Hunde sehr fürsorglich behandeln und diese nachts mit Decken zudecken.<sup>6)</sup> Während bei den Pauserna-Guarasugwä die erwachsenen Hunde in der Regel recht schlecht behandelt werden, hängen sie sehr liebevoll an den jungen Tieren, die sie bei Fußmärschen ständig tragen.<sup>7)</sup> Die Tacana stecken dagegen einen jungen Hund, der mit seinem Kot den Boden des Hauses beschmutzt hat, mit der Nase in denselben und peitschen ihn aus. Er soll

---

1) KOCH-GRÜNBERG, 1903-05, S. 264 ; 1909-10, S. 286

2) GOLDMANN, 1963, Vol. III, S. 772

3) HARNER, 1973, S. 86f

4) HARNER, 1973, S. 63 ; siehe auch KARSTEN, 1935, S. 173 und FARABEE, 1922, S. 116

5) Siehe Anhang, Fig. 6

6) METRAUX, 1942, S. 6

7) RIESTER, 1972, S. 202

frühzeitig die Reinlichkeitsgebote lernen und sein schlechtes Verhalten nicht mehr wiederholen.<sup>1)</sup> Da ein junger Hund sich unangenehme Dinge gut merkt,<sup>2)</sup> ist diese Methode sicherlich bestens geeignet den Hund zur "Stubenreinheit" zu erziehen.

Von den Tupari im Areal Tapajoz-Madeira berichtet Caspar folgendes:<sup>3)</sup>

"Im allgemeinen erfahren die Hunde der Tupari keine besondere Pflege. Das Werfen der Hündin ist jedoch ein großes Ereignis, und die Jungen werden vom Besitzer des Muttertieres schon vor dem Entwöhnen an Angehörige und Freunde verschenkt. Gelegentlich halfen die Tupari-Frauen den Hündinnen beim Stillen der Jungen nach und nehmen diese an die Brust, abwechselnd mit ihren eigenen Säuglingen. Der Ruheplatz der Hunde ist die unmittelbare Nähe des Lager- oder Herdfeuers ihres Herrn oder seiner Frau."

Die Munduruku-Frauen behandeln die Welpen wie die eigenen Kinder, und sie nehmen sie wie ihre Sprößlinge nachts mit in die eigene Hängematte.<sup>4)</sup>

Die Indianer im Areal Xingu-Tocantins sind in der Regel große Hundeliebhaber. Nimuendaju berichtet von dem engen Band zwischen den Frauen und den zahmen Tieren und Hunden bei den Apinaye.<sup>5)</sup>

Bei den Apinaye, die selbst auf niedrige Plattformbetten schlafen, sah Nimuendaju kleinere Plattformen für Hunde und zahme Seriema-Vögel ("sariema"; *Cariama cristata*).<sup>6)</sup> Von den Ost-Timbira, den Canella, berichtet Nimuendaju, daß sie die Hunde in der Regel nicht schlecht behandeln. Einer schwangeren oder stillenden Hündin schenken sie größte Aufmerksamkeit. Befindet sich eine Hündin kurz vor dem Werfen, so richten diese Indianer alte Matten zu einer rechteckigen "Gebärstube" in einer Ecke des Hauses her. Einige der Hunde schlafen auch auf den Plattformbetten ihrer Herren.<sup>7)</sup> Eng mit der Welt der Frau sind Hunde auch bei

---

1) HISSINK, 1962, S. 41

2) CONRADS, 1978, S. 119

3) CASPAR, 1953, S. 105

4) TOCANTINS, 1877, S. 90

5) NIMUENDAJU, 1939, S. 95 und 154

6) Ebenda, S. 17

7) NIMUENDAJU, 1946a, S. 75

den Tapirape verbunden, da sie als Welpen wie eigene Kinder von der Frau gesüugt werden.<sup>1)</sup> Kruse erwähnt von den Karaja eine andere Behandlungsweise: Auf einer Sandbank fand er einmal einen halbverhungerten ausgesetzten Hund. Die Indianer, die er daraufhin befragte, gaben an, daß sie den Hund ausgesetzt hätten, weil das Tier nichts taue.<sup>2)</sup> Bei den Umutina erhalten die Hunde nach Schultz kaum Pflege von seiten der Indianer. Sie sind nicht nur für die Jagd angeblich nicht zu gebrauchen, sondern darüber hinaus voll von Maden, Flöhen, Sandflöhen und Zecken, die von den Indianern offenbar nicht beseitigt werden.<sup>3)</sup> Während man es durchgehen ließ, das die zahmen Tiere, besonders die Vögel, den Boden mit ihren Exkrementen beschmutzten, wurden Hunde, die das gleiche taten, von den Umutina auf das strengste bestraft.<sup>4)</sup>

Über die Hunde der Canoeiros, Reste von einstigen tupisprachigen Stämmen in Ostbrasilien berichtet Martius folgendes:<sup>5)</sup>

"Sie sind, wie man im Lande zu sagen pflegt, an ihre Herrn gebannt. Allerdings hat die Anhänglichkeit der Hunde, wie anderer Hausthiere, an den Indianer einen Grund in der Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, womit sie aufgezogen und behandelt werden. Der junge Hund gehört wie ein Kind zur Familie. Nicht selten sieht man eine Indianerin dem jungen Thiere die Brust geben. Sobald das Abrichten beginnt, empfängt es nur vom Herrn Speis und Trank; ja es hat hierin Vorrecht vor den Kindern. Stunden lang ist der Indianer mit seinem Hunde beschäftigt, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet und mit ihm die Lagerstätte am Feuer oder in der Mangmatte theilt."

Wied-Neuwied berichtet über die Hunde der Camacan, daß sie mit den Kindern auf der Erde zu liegen pflegen und auch zur Jagd erzogen werden.<sup>6)</sup>

Aus dem Gran Chaco wird folgendes berichtet: Die Matakos schlafen mit ihren vielen Hunden am Boden, und die Hunde liegen zum

---

1) BALDUS, 1970, S. 422

2) KRAUSE, 1911, S. 65

3) SCHULTZ, 1961-62, S. 199

4) Ebenda, S. 198

5) MARTIUS, 1867, Bd. I, S. 261 Fn

6) WIED-NEUWIED, 1820-21, Bd. II, S. 215 und 224

Teil auf den Menschen; sie teilen sich gegenseitig ihre Wärme mit.<sup>1)</sup> Von guter Behandlung und dem Säugen eines Hundes - gleichzeitig mit ihrem eigenen Kind - durch die Indianerinnen berichtet Nordenskiöld von den Ashluslay.<sup>2)</sup> Daß die Indianerinnen im Chaco Welpen an die Brust legen, wird auch von Krieg erwähnt; seiner Meinung nach werden die Hunde jedoch von den Indianern kaum gepflegt.<sup>3)</sup>

Die Hunde in Feuerland, die der Selknam, werden als schmutzig, verlaust, ungepflegt und rüdig geschildert.<sup>4)</sup> Auch die Hunde der Yamana machen einen "fürchterlich verwahrlosten Eindruck". Die Tiere laufen nach Gusinde häufig mit gebrochenen Gliedern und voller Krätze herum. Über das Verhältnis der Yamana zu ihren Hunden berichtet Gusinde weiter:<sup>5)</sup>

"Wenn man den Indianer genau kennt, begreift man sehr wohl, daß er sich um seine Hunde nicht im mindesten kümmert, viel weniger ihnen eine sorgfältige Pflege angedeihen läßt oder sie liebkost."

Man sollte jedoch bedenken, daß die Stämme Feuerland ethnographisch erst erfaßt wurden, als sich ihre Kultur bereits in Auflösung befand.

Auch über die Alakaluf äußerte sich Gusinde ähnlich. Bei diesen erfahren nach seinen Worten die Hunde im allgemeinen keinerlei Pflege von seiten ihrer Besitzer. Auch hierzu soll Gusinde zu Wort kommen:<sup>6)</sup>

"Ist der Hund krank und leidet er Schmerzen, nimmt sein Herr das wohl zur Kenntnis; er unternimmt aber rein gar nichts, um dem Tiere einige Erleichterung zu verschaffen. ( ... ) Dessen Schmerzenszustand abzukürzen kommt keinem Eingeborenen in den Sinn. Eine Ausnahme macht man bloß mit neugeborenen weiblichen Tieren, die man kurzerhand ertränkt; denn erwachsen sind sie bei der Jagd nicht angriffstüchtig genug."

---

1) CARDUS, 1836, S. 253 ; BALDRICH, 1889, S. 224

2) NORDENSKIÖLD, 1912, S. 56

3) KRIEG, 1948, S. 144f

4) GUSINDE, 1931, S. 73

5) GUSINDE, 1937, S. 566

6) GUSINDE, 1974, S. 313f